Marina Achmedowa

4 Artikel · 03.11.2026

Inhalt

Der Ork-Schamane 4
Ein wenig Krim für den Tschuktschen 22
Versuchungen mit Sorbet 36
Hesychasmus und Solaris 48

Marina Achmedowa, geboren 1977 in Tomsk, ist eine russische Schriftstellerin und Journalistin. Sie studierte Philologie und Linguistik und arbeitete als Reporterin und Sonderkorrespondentin unter anderem für die Zeitschriften *Russki Reporter* und *Expert*. In ihrer journalistischen Arbeit widmete sie sich insbesondere gesellschaftlichen Themen, sozialen Konflikten und Reportagen aus Krisen- und Kriegsgebieten. Sie veröffentlichte bislang acht Bücher; ihr Roman „Tagebuch einer Selbstmordattentäterin. Chadidscha“ gelangte 2012 auf die Shortlist des renommierten russischen Booker-Preises. Für ihre journalistische Arbeit wurde sie zweimal mit dem Preis „Iskra“ (Auszeichnung für Journalismus im Bereich Printmedien) ausgezeichnet. 2021 stand sie mit ihrer Reportage „Sisters of Europe“ auf der Shortlist des European Press Prize. Neben ihrer schriftstellerischen und journalistischen Tätigkeit engagiert sie sich für den Schutz obdachloser Tiere. Seit November 2022 ist sie Chefredakteurin der Nachrichtenagentur Regnum. Ihr Name steht auf der Sanktionsliste der Europäischen Union.

Der Ork-Schamane

01.11.2026 · Übersetzungen · Marina Achmedowa

*Die Erzählung **„Der Ork-Schamane“** entführt den Leser in eine ländliche Grenzsiedlung in der russischen Oblast Belgorod, die unmittelbar an die Ukraine grenzt und an deren stillgelegtem Kontrollpunkt im Oktober der düstere Austausch gefallener Soldaten stattfindet. Vor dem Hintergrund der sich rasch annähernden Frontlinie und der drohenden Evakuierung des Dorfes begleitet die Geschichte den orthodoxen Priester Vater Sergij durch eine schwere innere Glaubenskrise: An den Leichenbeuteln beider Seiten zerbricht sein bisheriges Weltbild an der erschütternden Erkenntnis der menschlichen Sterblichkeit und dem Ringen um christliche Feindesliebe. Als die Dorfbewohner fliehen, weigert sich der Seelsorger zu gehen und harrt in seiner abgedunkelten Kirche aus – eine tiefgreifende, hochaktuelle Erzählung über Würde, Vergebung und die Suche nach Hoffnung inmitten des Grauens des Krieges.*

Während Vater Sergij auf der Anhöhe stand, wechselte das Wetter dreimal. Ein rascher Regen zog vorüber, die Sonne kam hervor und ließ das Gras unten im Tal milchig-grün erscheinen. Auch aus dem Brustkreuz Vater Sergijs, das unten mit einem großen grünen Stein geschmückt war, schlug die Sonne einen satten Funken. Für einen Augenblick wölbte sich das Tal hervor, rückte näher an die Anhöhe heran, als hätte man ein vom Regen gewaschenes Vergrößerungsglas davorgehalten. Und in Vater Sergijs Brust flatterte ein warmes, friedliches Gefühl auf. Doch das Wetter schlug erneut um – Wind kam auf, die Sonne verschwand, das graue Tal rückte wieder in die Ferne. „Gedanken an den Tod hindern am Leben“, dachte Vater Sergij beunruhigt und rief sich sogleich selbst ins Gedächtnis: „Es gibt keinen Tod.“

Unter ihm fuhren auf der Straße zwei lange weiße Kühlfahrzeuge vorbei und ein Bus, in dessen Fenstern Männerprofile vorüberhuschten. Vater Sergij lief die Anhöhe hinab, und das Gefühl der Unruhe ergriff ihn ganz.

Es war Oktober, über der Rjasa trug Vater Sergij eine warme Weste. Im Laufen bemerkte er, dass sich ringsum alles verändert hatte; er erkannte und erkannte doch nicht den seit Kindertagen vertrauten Ort – die Grenze, an die seine große Siedlung unmittelbar angrenzt. Er sah dasselbe Stück Himmel mit den gewohnt zerzausten Wolken, dieselben Kiefern, unter deren mächtigen Zweigen jetzt die Kühlfahrzeuge entlangfuhren. Doch irgendetwas stimmte an alldem nicht mehr, und Vater Sergij erinnerte sich noch einmal eindringlich: „Es gibt keinen Tod.“

Er stieg hinunter auf die Straße. Die Kühlfahrzeuge waren längst zum Grenzübergang in die Ukraine abgebogen. Der Übergang war seit etwa einem Jahr, nach kurzen Kampfhandlungen, außer Betrieb. Vater Sergij ging ebenfalls dorthin, am Straßenrand unter den Kiefernzweigen, und lauschte ihrem leisen Rauschen. Beim blauen Schild bog Vater Sergij noch einmal links ab, und da holte ihn der Geländewagen des Gemeindevorstehers Jegor Andrejewitsch ein. Der Wagen hielt, aus dem Fenster schob sich das rote Gesicht Jegor Andrejewitschs; laut seufzend sah er Vater Sergij vielsagend an. Aus der anderen Tür stieg ein Militär mit Aktentasche – ein Mann mittlerer Größe und ebenso mittleren Alters. Schweigend ging er neben Vater Sergij die Straße entlang, Jegor Andrejewitsch aber blieb im Wagen und wartete.

„Sind Sie zum ersten Mal hier?“, fragte der Militär.

Vater Sergij hielt kurz inne, blickte freundlich in die hervortretenden Augen dieses Mannes und nickte, die Hände ausbreitend, als wollte er sagen: „Zum ersten Mal. Haben Sie Geduld und verzeihen Sie mir meine Fehler.“ Der Militär nickte ebenfalls und pickte dabei mit seiner großen Nase in die Luft. Sie gingen schweigend weiter. Als sie die Betonsperren erreichten, zeigte der Militär darauf:

„Wenn etwas ist, werfen Sie sich dahinter.“

Sie hatten bereits die Häuschen des Kontrollpunkts auf unserer Seite passiert und blieben an einem eisernen Tisch unter einem Vordach stehen, an dem früher das Gepäck der Reisenden durchsucht worden war. Von hier aus war das Schild „Ukraine“ zu sehen. Die Kühlfahrzeuge standen gleich hier, auf dem breiten Platz. Die Tür des einen stand bereits weit offen, und Vater Sergij sah, dass es leer war. Der Militär holte aus der Aktentasche ein paar im Wind flatternde Blätter und eine Thermoskanne hervor, mit der er die Blätter auf dem Tisch beschwerte. Vater Sergij überflog die Zeilen; es waren untereinander geschriebene Nachnamen – Nikolajew, Petrow, Semjonow. Er sah sich um und erblickte unversehens, etwa zwanzig Meter von sich entfernt, ein Maschinengewehr. Es stand auf der ukrainischen Seite unter zwei nebeneinander gewachsenen Birken, und sein Lauf zeigte genau in Vater Sergijs Richtung. Hinter dem Maschinengewehr lag ein Mann in ukrainischer Uniform auf dem Boden. Vater Sergij begriff: Das Maschinengewehr war aufgestellt, um die Vertreter der Ukraine zu schützen, die jeden Augenblick erscheinen sollten. Vater Sergij zuckte zusammen, sein ganzer Körper drängte zur Seite, doch er hielt stand, schnaubte sogar kurz und stellte mit entschlossenem Klirren das Weihrauchfass auf den Tisch. Ihm kam das Gespräch mit dem Wladyka in den Sinn, der ihn persönlich angerufen und gebeten hatte, hierherzukommen. Vater Sergij bereute nicht, dass er sofort zugesagt hatte, ohne sich auch nur mit Matuschka Anna zu beraten, und auch als er erfuhr, dass viele Priester abgelehnt hatten, bereute er es nicht – zumal seine Siedlung der Grenze am nächsten lag und somit von Vater Sergij auch mehr verlangt wurde.

„Wann kommen die Ukrainer?“, wandte er sich leise an den Militär.

„Müssten schon da sein“, antwortete der Militär kaum hörbar.

Vater Sergij wandte sich in Richtung Ukraine und begann, innerlich seufzend, zu warten. Auf der anderen Seite scharrten Birkenblätter trocken über den Asphalt, und jene ganze Hälfte hätte verlassen gewirkt, wäre da nicht der Soldat hinter dem Maschinengewehr gewesen. „Lebe im Hier und Jetzt“, befahl sich Vater Sergij streng und wählte dabei die Worte, mit denen er seine Gemeindemitglieder oft aufrief, nicht mehr an die Vergangenheit zu denken oder sich allzu sehr um die Zukunft zu sorgen. Doch jetzt war es Vater Sergij selbst unbehaglich in der Gegenwart; er wollte die Sache lieber rasch hinter sich bringen und diesen Ort verlassen, an dem die vertrauten Kiefern fremd aussahen. Er wünschte sich zurück in seine Kirche, wo er erst am Morgen einen Neuentschlafenen ausgesegnet hatte – den dreiundsechzigjährigen, missratenen Witka, der seltsamerweise im Kreise einer liebenden Familie gestorben war. Oder in die Zukunft – bei der Matuschka zu sein, in seinem Garten an der Kirche. Vater Sergij dachte daran, dass er das Leben in der Gegenwart also aus Gewohnheit gepredigt hatte – weil auch sein Leben ein gewohntes war und er seinen ruhigen, sorgenfreien Komfort für die Annahme des Hier und Jetzt gehalten hatte und für die Bereitschaft, Gott in jeder Sekunde von Angesicht zu Angesicht zu begegnen. „Gott

ist nur in der Sekunde der Gegenwart anwesend“, pflegte er zu sagen. „Und bei welcher Tat er einen antrifft, nach der wird er auch richten.“ Und nun stellte sich heraus, dass ihm selbst nicht jede Sekunde der Gegenwart passte und dass er am liebsten rasch die Schultern straffen und aus dieser hier herausspringen wollte. Seine Augenbrauen wanderten nach oben – so sehr verblüffte ihn dieser Gedanke, dass er sowohl das Maschinengewehr als auch die Kühlfahrzeuge vergaß.

„Wie?“, dachte Vater Sergij. „So viele Jahre der Kirche gegeben, und Er blickt genau in dieser Sekunde her und wird nach ihr richten?“ Der Wind hatte sich nicht gelegt, sondern schien sich gleichsam zu ducken; eine für das Ohr unangenehme Stille trat ein. Vater Sergij warf einen Blick auf den Bus, darin saßen nach wie vor, im Profil gewandt, die Männer. Jetzt erkannte Vater Sergij, dass sie in einheitliche hellblaue medizinische Kleidung gekleidet waren. Sie rührten sich nicht, schwiegen und schienen stumme Zeugen dieser Sekunde zu sein. Vor Angst geriet Vater Sergij ins Schwitzen. „Wie?“, wiederholte er. „Ich habe gedient, getraut, ausgesegnet, unterwiesen, und Er verurteilt mich allein dafür, dass ich in dieser Sekunde die Angst nicht bezwingen kann?“ Vater Sergij machte einen Schritt, sodass das Maschinengewehr ihm nun direkt auf die Brust gerichtet war, und straffte die Schultern. Von der anderen Seite tauchten gerade zwei Männer in schwarzen Jacken auf – der eine von mittlerer Größe und mittlerer Statur, der andere klein und vierschrötig. Sie gingen ohne Eile. Wieder blies der rastlose Wind, die Blätter auf dem Asphalt zuckten, kamen in Bewegung und krochen davon, in Richtung der russischen Grenze. Einige, die bis zum Tischchen gelangten, wirbelten um die Rjasa Vater Sergijs.

Die beiden in den Jacken traten an den Tisch, nickten schweigend; die Hand reichte einander niemand. Der eine – dunkel, gedrungen, breitschultrig – stellte sich vor:

„Michajlo.“

Der andere schwieg.

Der russische Soldat trat an den Tisch, zog unter der Thermoskanne Blätter hervor und reichte sie Michajlo ebenfalls schweigend. Dieser holte seine eigenen, der Länge nach gefalteten, aus der Tasche und legte sie auf den Tisch; Vater Sergij, der am nächsten stand, konnte sie gerade noch packen, bevor der Wind sie davontrug. Sein Blick erhaschte einige Nachnamen: „Iwanow, Petrow“.

„Fehlt nur noch Sidorow“, seufzte Vater Sergij laut, während er die Blätter dem russischen Soldaten weiterreichte. Dieser nahm sie entgegen und sah ihn vielsagend an, mit einem Blick, der ihn aufforderte, nichts zu kommentieren. Von ukrainischer Seite kamen zwei ebensolche weiße, lange Kühlfahrzeuge und ein Bus herangefahren. Auch sie hielten auf dem Platz – direkt gegenüber den bereits Wartenden. Vater Sergij hörte, wie sich die Türen der Busse öffneten. Aus ihnen stiegen Männer in gleicher medizinischer Kleidung und in weißen Gummihandschuhen. Als er sich umwandte, sah er das Innere des geöffneten Kühlfahrzeugs, das bis zur Mitte mit prallen schwarzen Säcken vollgepackt war, die zu klein schienen für den Körper eines erwachsenen Menschen.

Die Männer aus dem russischen Bus fassten zu zweit die Säcke an, die im Kühlfahrzeug von der ukrainischen Seite gebracht worden waren, und trugen sie in ihr leeres Kühlfahrzeug hinüber. Die Ukrainer taten dasselbe – sie trugen die Säcke aus dem russischen Kühlfahrzeug in ihres.

Alles geschah leise, schnell und monoton, und vielleicht schien deshalb in ihren Bewegungen etwas Verstohlenes, beinahe Diebisches zu liegen. Vater Sergij beobachtete ihre Arbeit mit teilnahmsloser Miene. Als er sich jäh umdrehte, kreuzte sich sein Blick mit dem Michajlos; der grinste. Vater Sergij hob die Brauen und blickte ebenfalls mit einem spöttischen Lächeln zurück, als hätte er in der Beichte gerade die übelste Sünde angehört.

„Ein Kaplan?“, fragte ihn Michajlo.

„Ein Priester“, antwortete Vater Sergij, noch immer spöttisch lächelnd. „Kapläne gibt es bei den Katholiken.“

„Ich hatte schon vergessen, dass es bei euch Priester gibt“, sagte Michajlo.

„Bei uns oder auch bei euch?“, fuhr Vater Sergij auf. „In welcher Kirche sind Sie getauft?“

Michajlo wandte sich ab und winkte mit der Hand, um mit dieser Geste zu verstehen zu geben, dass er das Gespräch nicht fortsetzen wolle. Vater Sergij begegnete nun dem drückenden Blick des russischen Militärs, der von der Anspannung, die sich in seinem Gesicht spiegelte, einer Krähe ähnlich geworden war. Auch Vater Sergij wandte sich von Michajlo ab und rief sich ins Gedächtnis, wie viele Menschen daran gearbeitet hatten, dass dieser Austausch zustande kommen konnte, und dass man sie nicht aufs Spiel setzen durfte um eines Wörtchens willen, das sich aus Vater Sergijs Brust drängte.

Vater Sergij schwieg die ganzen zehn Minuten, während die Arbeit lief, doch als man schon zum Ende kam, sah er Michajlo gutmütig an und sagte beinahe heiter:

„Getauft sind Sie aber doch in jener Kirche, die ich vertrete.“

Michajlo tat, als hätte er nichts gehört. Vater Sergij griff sich vom Tischchen das Weihrauchfass und begann mit der freien Hand seine Taschen abzusuchen. Er fuhr in beide Taschen der Rjasa, in die Taschen der Weste, sogar in die Innentasche, und fand schließlich das Feuerzeug. Hastig stellte er das Weihrauchfass auf das Tischchen zurück, hielt das Feuerzeug an den Weihrauch und drehte am Rädchen; es knackte, aber Feuer gab es keines. Vater Sergij drehte noch einmal und noch einmal, bis er begriff, dass das Gas im Feuerzeug aufgebraucht war. Vater Sergij schwitzte und knöpfte die Weste auf. Selbst der grüne Stein an seinem Kreuz sah beschlagen aus. Er wischte sich mit dem Ärmel den Schweiß von der Stirn und wandte sich an den Militär:

„Haben Sie keine Streichhölzer?“

Der schüttelte verneinend den Kopf.

„Sie auch nicht?“, wandte sich Vater Sergij an den Mann, der mit Michajlo gekommen war.

Der gab durch seinen Gesichtsausdruck zu verstehen, dass er auch keins habe. Vater Sergij schnaufte hilflos und wollte schon zu den Bussen gehen, doch in diesem Moment zog Michajlo eine schwarze lange Röhre aus der Tasche, klappte den Deckel davon zurück, drückte auf einen Knopf, und aus der Röhre schoss eine hohe blaue Flamme. Vater Sergij streckte rasch das Weihrauchfass hin und hielt plötzlich inne, blickte genauer hin – ihm schien, er habe am unteren Ende der Röhre ein weißes, bekanntes Zeichen erkannt. Michajlo folgte seinem Blick und verdeckte das Zeichen schnell mit dem breiten Finger, doch Vater Sergij hatte dennoch die kompromisslose Spannweite der Flügel und den gekrümmten Schnabel des Nazi-Adlers erkannt.

Michajlo hielt ihm das Feuer hin, Vater Sergij zögerte, die Stirn gerunzelt, das Weihrauchfass an sich gedrückt, den Blick auf die blaue Flamme gerichtet. Schließlich streckte er das Weihrauchfass hin, der Weihrauch zischte, begann zu qualmen, Michajlo grinste, klappte das Feuerzeug zu und trat beiseite. Vater Sergij wurde ernst und schien sogar zu erblassen, auch er wollte schon gehen, doch Michajlo sagte:

„Sieh nur, Kaplan, was wir in der Ukraine für gute Feuerzeuge haben."

Vater Sergij lächelte nachsichtig. Der Militär trat näher an ihn heran und stellte sich hinter ihn, als wolle er ihn vor etwas warnen. Das graue Rauchfähnchen pustete und kräuselte sich in Richtung der Kühlfahrzeuge, als hätte es Eile, zu ihnen zu gelangen.

„Ein gutes Feuerzeugchen", bestätigte Vater Sergij. „So eines hätte ich auch gern."

„Ich schenk es dir, Kaplan", sagte Michajlo.

„Schenk es mir jetzt", willigte Vater Sergij ein, den die Neugier zerriss, ob er den Adler richtig gesehen hatte.

„Jetzt kann ich nicht." Michajlo legte die Hand auf die Tasche. „Jetzt brauche ich es selbst noch. Warte aufs nächste Mal."

„Ich warte", antwortete Vater Sergij. „Nur ist das Feuerzeug nicht die Hauptsache."

„Und was ist die Hauptsache?", fragte Michajlo.

„Das Gas", antwortete Vater Sergij. „Wessen Gas, Michajlo, ist in deinem Feuerzeug?"

Michajlo hörte auf zu grinsen, und Vater Sergij ließ ein siegreiches Kichern hören. Er nahm das Weihrauchfass und ging flott zu den Leichenkühlwagen, vergessen, wie unbehaglich ihm hier eben noch gewesen war. Und dann kam auch noch wieder die Sonne hervor, das Wetter wechselte unaufhörlich, und die mächtigen Pranken der Kiefern, über ihm ausgebreitet, wurden wieder sanft und antworteten mit derselben Heiterkeit, die sich in Vater Sergijs Stimmung eingestellt hatte. In ihm klang noch immer das siegreiche Kichern nach, und das Weihrauchfass klirrte ihm fröhlich dazu. *Kaplan*, sagte er bei sich. *Was für ein Kaplan bin ich dir? Ich bin mit dir im selben Taufbecken des Dnepr getauft! Dann hättest du mich schon gleich beschimpfen sollen, wie es bei euch üblich ist, als Ork-Schamanen! Ihr habt Gott verraten, das ist es! Und dein Feuerzeugchen ist von der NATO. So sind eure Kämpfer ohne Gott geblieben, weder Priester noch Kaplan ist da, sie auszusegnen – unsere aber werde ich aussegnen.*

In den Kiefern sang ein Vogel, und Vater Sergij zuckte zusammen, als hätte ein Maschinengewehr zu rattern begonnen. Er stellte sich vor den Kühlwagen. Wieder schien es ihm, in den Säcken könnten keine Soldaten liegen, sondern es lägen Kinder darin, doch schnell begriff er, dass die Körper nach dem Tod lange gelegen und an Gewicht verloren hatten; aber er konnte sich nicht von dem Gefühl befreien, als segne er Kinder aus, und davon traten ihm von selbst die Tränen in die Augen.

Alle hatten schon in den Bussen Platz genommen, waren bereit zur Abfahrt, es war still geworden, man wartete nur noch darauf, dass Vater Sergij die Totenmesse für die russischen Soldaten zu Ende las – die ukrainischen auszusegnen hatte man ihn nicht gebeten. Er begann hastig zu singen, bedrückt davon, dass er alle aufhielt, und erinnerte sich, wie er selbst eben

noch möglichst schnell von hier hatte fortgehen wollen. Das Weihrauchfass klirrte in einer Weise, die einer Totenmesse nicht ziemte; Vater Sergij hielt inne und stimmte das Gebet langsam an. Und als alles langsam geworden war, kehrte seine frühere Angst zu ihm zurück, unter der Skufia hervor rann der Schweiß, und in seinem Kopf tauchte deutlich ein fremder Gedanke auf. „Der Mensch liegt da“, so lautete er. „Der Mensch liegt da!“, wiederholte Vater Sergij und erinnerte sich voller Entsetzen an sich selbst, wie er eben noch in einen Streit mit Michajlo vertieft gewesen war und siegreich gekichert hatte, während genau hier in den Säcken Menschen lagen. Die für einen Priester ohnehin nicht kräftige Stimme Vater Sergijs brach, er wiederholte bei sich: „Der Mensch liegt da!“ – und es schien ihm, als sei ihm in diesen Worten die endgültige Wahrheit erschienen. „Der Mensch – Bild und Gleichnis Gottes – im Sack, getötet“, sagte sich Vater Sergij, „Bild und Gleichnis, Iwanow, Petrow, Sidorow.“ Er begann wieder zu singen, doch im Vergleich zu jener Stimme, die jetzt drohend in ihm schrie: „Der Mensch liegt da!“, klang seine äußere Stimme schwach. Er dachte an Matuschka Anna, die oft auf seine schlechte Stimme schimpfte, und der Gedanke an sie unterbrach etwas Feierliches, das in ihm aufzusteigen bereit war. Angestrengt sang er aus Leibeskräften. Wieder kam Wind auf, blähte die Rjasa wie ein schwarzes Segel, und plötzlich schoss unter dem Boden des Kühlwagens ein Schwarm Blätter hervor, huschte ihm vor die Füße und flog unter seiner Rjasa hindurch in Richtung der Straße, über die er gekommen war. Die Bö legte sich noch eine Minute lang nicht, und immer neue Blätter flogen unter der Rjasa hervor, während er das Gebet dröhnte, und schienen gleichfalls Teil des Rituals zu sein. Vater Sergij sang die letzten Worte des Gebets dumpf hallend zu Ende, beruhigte das in Schwung geratene Weihrauchfass, wandte sich zum Gehen, und als er sich dem Kühlwagen mit den ukrainischen Leichen gegenübersah, schwenkte er das Weihrauchfass in dessen Richtung und ging unvermittelt mit herrischem Schritt dorthin, die Schultern gestrafft, und von außen schien es, als gebe es keine Macht auf Erden, die ihn auf dem Weg zu den anderen Iwanows, Petrows, Sidorows hätte aufhalten können. Er rief sich in Erinnerung, dass man sie nicht ohne Erlaubnis der ukrainischen Seite aussegnen durfte, die, da sie Gott abgeschworen hatte, keiner Totenmessen bedurfte, und dass er diese Eigenmächtigkeit mit dem Leben bezahlen konnte, doch schon finster die Stirn runzelnd sang er das Gebet über den ukrainischen Toten und hatte es hallend bis zur Mitte gesungen, als seine Stimme mit einem Mal von selbst absank, und so sehr Vater Sergij sich auch mühte, seine Stimme verkümmerte nur noch mehr und war gegen Ende des Gebets kaum noch zu hören. Vater Sergij fragte sich voller Erstaunen: „Was tust du da, du Sünder, singst du etwa mit anderer Stimme? Teilst du deine Kinder ein?“ Und das Gefühl des Triumphierens war dahin, die Herrschsucht wich aus seinen Bewegungen, und zurück blieb nur die Angst vor dem gewissen Gedanken, dass genau in diesem Augenblick der Herr auf ihn herabgeblickt hatte.

Von jenem Tag an hatte sich in Vater Sergij eine Schwermut eingenistet, die nun in allem gegenwärtig war, was er tat. Seine Frau, Matuschka Anna, die sie sogleich bemerkt hatte, sah ihren Mann mit spöttischer Verwunderung an.

„Und ich dachte, das sei für dich eine alltägliche Sache“, sagte sie, als sie es nicht länger aushielt.

„Was ist für mich eine alltägliche Sache?“, fragte er gereizt zurück.

„Totenmessen lesen“, warf die Matuschka herausfordernd hin. „Um deine Mutter hast du nicht

so geweint.“

Die letzten Worte sprach sie mit Vorwurf, und Vater Sergij begriff, dass er vor anderthalb Jahren, als seine alte Mutter entschlafen war, Matuschka Annas Unzufriedenheit richtig erraten hatte – sie hatte damals nichts gesagt und seither nichts gesagt, aber irgendwoher war in Vater Sergij das Gefühl geblieben, er habe um seine eigene Mutter nicht genug getrauert.

Er ließ die Matuschka im Kirchgarten beim Rosenschneiden zurück und ging schweigend in den alten Teil des Gartens, den Weg hinauf, durch den verwahrlosten Weinberg, der, obwohl sich niemand mehr um ihn kümmerte, dennoch Früchte trug. Die Trauben wuchsen hier sauer, schon halb verwildert, niemand aß sie, und die Matuschka hatte mehrmals angesetzt, die Reben zu roden und überall Blumen zu pflanzen, doch Vater Sergij ließ es nicht zu. Gerade in dieser Wildheit sah er die Ursprünglichkeit der Schöpfung.

Mit seiner Matuschka lebte Vater Sergij so lange, wie er schon diente. Geheiratet hatte er gleich nach dem Abschluss des Seminars. Eine Gattin suchte er zielstrebig – er wollte nicht sein Leben lang als schwarzer Mönch verbringen, und zum Glück begegnete er ihr drei Monate vor der Priesterweihe. Ein befreundeter Priester hatte die kirchliche Jugend – Seminaristen und Gemeindemitglieder der Sonntagsschule – zu einem Ausflug in die Dreifaltigkeits-Sergius-Lawra zusammengerufen. Vater Sergij sah die neunzehnjährige Anna frühmorgens neben dem Bus am Bahnhof von Belgorod. Sie stand da in einem schlichten grünen Mantel, in braunen Stiefelchen mit Absätzen, die sie einem schlanken Pferdchen ähneln ließen, und den Rücken hielt sie sehr gerade. Im Zug sangen die Mädchen Akathiste, ihre Stimme war die kräftigste und tiefste. Als Vater Sergij diese Stimme hörte, erschrak er und ließ den Gedanken an einen Antrag wieder fallen; den ganzen Weg bis zur Lawra, während der Führung und auf der Rückfahrt unterhielt er sich mit allen außer Anna, und nach der Ankunft entschloss er sich, ihr durch denselben Priester einen Antrag zu machen, überzeugt, dass sie ihn nicht annehmen würde – und sie nahm ihn an.

In den ersten Jahren der Ehe war Vater Sergij glücklich, in den übrigen – ruhig. Die Matuschka war seine wichtigste Gesprächspartnerin, obwohl er auch ihr gegenüber nicht bis ins Letzte offen war. Sie stritten selten, nicht heftig, und offenbar nur, um die Überzeugung der Matuschka zu bestätigen – Ehen ohne Streit gebe es nicht. Als Vater Sergij seine Gemeinde erhielt, wurde die Matuschka dort die führende Sängerin, und anfangs erschrak Vater Sergij bei jedem Gottesdienst aufs Neue vor ihrer kräftigen, hallenden Stimme. Er redete sich ein, dass in Matuschka Anna der wahre Glaube wohne, denn eine solche Gabe werde nicht auf leeren Grund gelegt, und in jeder Andeutung der Matuschka, in jedem Wechsel ihres Gesichtsausdrucks suchte er einen höheren Sinn, zu dem er selbst, dem die Talente versagt geblieben waren, erst noch heranwachsen musste. Doch mit den Jahren gestand sich Vater Sergij mit Schrecken ein, dass die Matuschka ein glühendes Streben zum Dienst nie gezeigt hatte. Es kam ihm sogar so vor, als habe sie, da sie in jenen für das Land unruhigen Jahren in die Ehe mit ihm einwilligte, weniger den Glauben als die Ruhe gesucht.

Gleich nach der Hochzeit bestand Matuschka Anna darauf, dass seine betagte Mutter, die ihr einziges Kind, Vater Sergij, überaus spät, mit zweiundvierzig, geboren hatte, zu ihnen zog. Und bis an deren Lebensende pflegte Matuschka Anna sie, stand ihr näher als der leibliche Sohn, band ihr die drei Kinder ans Herz, und diese gingen schwärzer als die Nacht umher, als die Großmutter im Alter von zweiundachtzig Jahren starb. Die eigenen Kinder blickten, der Mutter

folgend, mit Missbilligung auf den unverzagten Vater Sergij.

Noch Jahre später begriff Vater Sergij, dass die Matuschka, obwohl es sie nicht zum Dienst drängte, ihm durch ihre stille Gegenwart an seiner Seite die Möglichkeit gab, selbst zu wachsen, für die Kirche zu brennen. Aus Dankbarkeit dafür wurde er noch ruhiger, und wenn es ihr doch einmal gelang, einen Streit heraufzubeschwören, zähmte er sich rasch und gab der Frau nach. Vater Sergij und Matuschka Anna hatten drei Kinder – zwei Mädchen und einen Jungen. Erzogen hatte sie diese gemeinsam mit seiner Mutter ebenfalls ruhig und für Vater Sergij unmerklich. Die Kinder wuchsen heran, ohne ihm seelische Erschütterungen zu bereiten. Die älteren Mädchen waren bereits verheiratet, und der Sohn studierte am Seminar in Woronesch.

Vater Sergij war am Ende des Weinbergs angelangt, hier endete auch der Garten. Entlang des Weges, der nun schief abwärts führte, standen zu beiden Seiten runde Betonpfosten, zum letzten Mal vor etwa zehn Jahren gestrichen. Der Wein klammerte sich an den Draht, der zwischen ihnen gespannt war. Das grobe, an den Rändern braun gewordene Laub zitterte und warf unruhige, dichte Schatten auf die hier auf der Anhöhe von Licht überflutete Erde. Von hier aus war seine bescheidene hellblaue Kirche zu sehen. „Um die Mutter hast du nicht so geweint“, wiederholte er im Stillen die Worte der Matuschka und blickte hinab auf das stärker werdende Spiel der Schatten.

Mit einem schweren Seufzer dachte Vater Sergij daran, dass dieser Oktober verdächtig warm war und dass man wohl zu Recht sagte, das Klima verändere sich. Zwischen den braunen, halbvertrockneten Blättern bemerkte er ganz junge, eben erst aus der Knospe gebrochene, milchig grüne. Solche Blätter hatten die Reben auch im vergangenen Jahr getrieben, und sie waren erfroren, sobald Anfang November die Kälte einbrach. Schon damals hatte Vater Sergij gerätselt, wozu die Rebe diesen Blättern ein so kurzes Leben schenkte. Matuschka Anna hatte unrecht – als seine Mutter starb, hatte er mehrere Wochen lang einen Schmerz im Herzen gespürt, doch der vermischte sich mit Rührung darüber, dass seiner Mutter eine späte Mutterschaft, ein langes Leben, die Liebe der Enkel und ein friedlicher Tod gegeben gewesen waren. Vater Sergij empfand dafür Dankbarkeit gegenüber dem Herrn, und diese Dankbarkeit und diese Rührung linderten seinen Schmerz.

Nach seiner Rückkehr vom Austausch erzählte er der Matuschka vieles – von den gleichen Familiennamen in den Listen von jener und von dieser Seite, die ihn so erschüttert hatten, von Michajlo und von seinem Feuerzeug, und davon, dass er die Ukrainer ungebeten ausgesegnet hatte, auf eigene Gefahr, und dass er sich zu dieser Aussegnung ganz unerwartet für sich selbst entschlossen hatte, eine halbe Minute zuvor noch selbst nicht wissend, dass er so handeln würde. Und davon, wie er zu dem Tisch zurückgegangen war, an dem die Militärs auf ihn warteten, bereit, jeden Ausgang anzunehmen, sogar den Tod. An dieser Stelle wurde die Matuschka rot, begann zu weinen, und mehrere Tage lang roch sie nach Baldriantropfen.

„Und wenn sie dich getötet hätten?“, wiederholte sie. „Und wenn sie dich getötet hätten?“

„Ich glaube eben an den Menschen“, antwortete Vater Sergij. „An das Bild und Gleichnis Gottes. Michajlo hat doch versprochen, mir ein Feuerzeugchen zu schenken“, fügte er fröhlich hinzu.

„Der wird dir ein Feuerzeugchen schenken!“, sagte die Matuschka düster.

Doch eines erzählte er ihr nicht – die Gründe seiner Schwermut. Er ließ sie glauben, ihn

bekümmere der vorzeitige Tod junger Menschen und dass Slawen auf Slawen schlugen. Der wahre Grund seiner Schwermut aber war Unverständnis – er verstand nicht, wofür diejenigen gestorben waren, die im zweiten Kühlwagen lagen, und wollte mit ihr nicht darüber sprechen, ehe er nicht selbst alles durchdacht hatte. „Wofür sind sie gestorben?“, fragte sich Vater Sergij viele Male. „Wofür?“ Von den Seinen wusste er es – sie waren für die Wahrheit gestorben, für ihre und Vater Sergijs gemeinsame Wahrheit. Er verachtete das Gerede, es gebe viele Wahrheiten und jeder habe seine eigene. Nein, die wirkliche Wahrheit ist eine. „Eine“, wiederholte Vater Sergij. Was für eine Wahrheit konnte denn Michajlo haben? Die, die auf seinem Feuerzeug gemalt war? Aber wäre sie für ihn wirklich die Wahrheit gewesen, hätte er sie wohl kaum mit dem Finger verdeckt. Und wofür? Wofür waren jene gestorben – in den ukrainischen Säcken? Für jene Wahrheit, die man sich selbst schämt vorzuzeigen, ohne sie vor den Blicken zu verdecken? „Und das ist eure Wahrheit?“, fragte Vater Sergij, während er von oben auf seine Kirche blickte. „Für sie seid ihr bereit zu sterben?“ Vor Anna aber verbarg er noch ein weiteres Detail, das er beschämend fand – dass er die Russen und die Ukrainer mit verschiedenen Stimmen ausgesegnet hatte. Und jetzt, wenn er daran dachte, traten ihm Tränen in die Augen. Die Kuppel der Kirche flammte in diesem Augenblick in der untergehenden Sonne auf, als wäre sie gläsern geworden und in ihr eine große Lampada entzündet worden.

Vater Sergij wartete ungeduldig auf den zweiten Austausch. Er hatte für Michajlo ein Säckchen mit Weihrauch als Geschenk vorbereitet und kostete den künftigen Dialog im Voraus aus. „Wozu brauche ich Weihrauch, Kaplan?“, würde Michajlo fragen. „Der Teufel fürchtet den Weihrauch“, würde Vater Sergij antworten und zwinkern. „Bin ich etwa der Teufel?!“ „Du wirst damit die Dämonen von dir vertreiben“, antwortete Vater Sergij im Stillen scherzhaft. Er scherzte gern und witzelte gutmütig, ohne jemanden zu kränken. Dafür lud ihn Jegor Andrejewitsch oft in seine Runde zum Mittagessen ein, in den Pavillon am See, wo er Gäste empfing. In den See hatte er Karpfen- und Hechtbrut eingesetzt und daneben eine Küche eingerichtet, die nur in Betrieb war, wenn Gäste kamen. Für sie wurde eine Fischtafel gedeckt – man trug Karpfensuppe auf, Fisch in allerlei Art, aber nur hiesigen, gefüllte Hechte, und dazu Wareniki mit Kartoffeln, Wareniki mit Beeren in Töpfchen. Auf diesen Pavillon war Jegor Andrejewitsch sehr stolz, doch er selbst war einsilbig und genierte sich, vor Gästen viel zu reden; Vater Sergij half ihm aus, und als aus Woronesch der neue Chefarzt des Kreiskrankenhauses, Kostin, zum ständigen Wohnsitz in die Siedlung kam, begann er auch diesen einzuladen. Kostin konnte man schwerlich einen Spaßvogel nennen, doch er war bissig und geradeheraus. Vielen Gästen gefiel das, allerdings nur in Verbindung mit der Gutmütigkeit des Batjuschka. Jegor Andrejewitsch begriff das und brachte die beiden mit Geschäftssinn an einem Tisch zusammen, während er selbst nur zur rechten Zeit beipflichtete. Vater Sergij war Kostin zugetan; es gab ohnehin keinen Menschen, den er offen nicht gemocht hätte.

Vater Sergij empfand diese häufigen Zusammenkünfte im Pavillon am See nicht als Last. Im Gegenteil, sie brachten Abwechslung in sein Leben – in das Leben eines Dorfpriesters – und erweiterten seinen Horizont. Die Gäste waren verschieden – mal kamen sie aus Belgorod vom Gouverneur, mal aus Moskau. Der Batjuschka redete viel, hörte aber auch selbst gern zu. Und bevor er ein Gläschen kippte, erhob er sich von der Bank, überblickte den See, die Hand auf die Brust gelegt, dann sah er die Gäste mit gutmütigem Spott an. Bei sonnigem Wetter funkelten die Steine seines Kreuzes und überstrahlten alles Grün ringsum. Er murmelte ein Gebet und trank in

einem Zug aus. Die Gäste fuhren stets mit einem guten Gefühl davon, mit gerührten Gesichtern, und schickten Vater Sergij später Glückwünsche zu den Feiertagen, mit dem Versprechen, wiederzukommen – dorthin, wo sich die alte Rus erhalten hatte und der Batjuschka mit dem Gemeindevorsteher befreundet war und dieser wiederum mit dem Landarzt, und das war beinahe eine Idylle, die man für verloren gehalten hatte. Und wenn dazu noch die Natur kommt – der See, die Birken –, und Fischsuppe und Hecht, und ein kluges Gespräch – ja, wo gibt es das denn noch?! – in der Einöde, an der Grenze, dann stellt sich auch der Glaube ein, dass die alte Rus noch bestehen wird.

Einige Tage nach dem Austausch kam zu Jegor Andrejewitsch gerade ein Gast aus der Hauptstadt, aus einer wichtigen Behörde, die die Ausgaben für die Vorbereitung der Grenze auf Notfälle berechnete. Jegor Andrejewitsch lud Vater Sergij zum Mittagessen ein, doch der lehnte ab. Jegor Andrejewitsch schwieg verwundert in den Hörer, und Vater Sergij legte auf, da er die Sache für entschieden hielt – er würde nicht kommen. Doch etwa zwanzig Minuten später platzte Jegor Andrejewitsch in sein Haus, wo er den Batjuschka in einer kleinen Eckkammer antraf – dorthin hatte er sich zurückgezogen, um eine Predigt zu schreiben. Er hatte sie lange nicht mehr aufgeschrieben, wohl an die dreißig Jahre, sondern aus dem Herzen gesprochen und dabei die Ratschläge zusammengefasst, die er in den Beichten gegeben hatte. In den ersten fünf Jahren seines Dienstes dagegen hatte er sich Notizen gemacht, sie aufgeschrieben. Und nun hatte er aus irgendeinem Grund wieder das alte schwarze Büchlein hervorgeholt und einige Gedanken hineingeschrieben. An diesem Sonntag wollte er eine neue Predigt halten, nicht wie gewöhnlich, und die Aufzeichnungen brauchte er, um sich selbst zu verstehen, denn auch sich selbst verstand Vater Sergij jetzt nicht mehr. Und gerade am Vortag war ihm noch etwas widerfahren. Eine ältere Lehrerin hatte gebeichtet, sie war älter als Vater Sergij selbst, und all ihre Sünden kannte er auswendig – sie hatte den einen Schüler gescholten, war zu nachsichtig mit dem anderen gewesen, und so immer im Kreis. Doch diesmal schwieg sie lange, und Vater Sergij wartete geduldig, ohne Interesse, als die alte Lehrerin plötzlich deutlich sagte: „Batjuschka, tagelang wünsche ich mir, dass Kiew bombardiert wird. Bin ich sündig?“ Vater Sergij richtete sich vor Überraschung sogar auf. Er stand lange so da und überlegte, was er sagen sollte, dann beugte er sich zu ihr hinab und antwortete ihr ruhig direkt ins Ohr: „Wenn Sie es aus Rache wünschen, ist es Sünde. Wenn aber darum, dass alles schneller zu Ende geht, dann ist es keine Sünde.“ „Ich – nicht aus Rache“, antwortete die Lehrerin mit dünner Stimme, wie ein kleines Mädchen.

An jenem Abend ging Vater Sergij in den alten Teil des Gartens und betrachtete von dort, zwischen den Reben stehend, seine Kirche, die im Licht zweier gelber Laternen grünlich schimmerte, und als er nach Hause zurückkehrte, beschloss er, zum ersten Mal seit langer Zeit eine Predigt aufzuschreiben. Und nun, beim Anblick des hochroten, gekränkten Jegor Andrejewitsch, dachte er, dass er ihm seine Abneigung, in die Laube zu gehen, nicht würde erklären können.

„Die Hee-echte“, sagte Jegor Andrejewitsch und spitzte dabei komisch seine schönen himbeerroten Lippen, „schmoren schon.“

Vater Sergij seufzte ergeben und blickte auf Jegor Andrejewitschs spitze Lackschuhe.

„Wie kannst du denn nicht, mein lieber Vater?“, fragte der kläglich.

„Der Batjuschka ist ganz aus dem Lot“, ertönte die hallende Stimme Matuschka Annas, die auf

der Schwelle erschienen war.

Sie stand im Türrahmen, die Arme vor der Brust verschränkt, groß, mit deutlichen silbernen Strähnen im dichten hellen Haar und noch immer schlank, obwohl ihre Figur mit dem Alter zu verfließen begonnen hatte.

„Ihm ist gerade erst aufgegangen, dass Russen Russen umbringen“, fuhr sie fort.

„Und das ist übrigens wahr“, antwortete Jegor Andrejewitsch schnell und wie nebenbei, zog sich die neue, knisternde Baseballkappe vom Kopf und sah Vater Sergij flehend an.

„Anna, du verstehst nicht einmal, wovon du sprichst“, sagte Vater Sergij mit ruhiger Würde, doch seine Stimme zitterte trotzdem schmerzlich.

„Erklär es mir – dann versteh ich es“, antwortete die Matuschka.

„Wenn ich es selbst verstünde …“, stöhnte Vater Sergij beinahe.

„Und wenn du es nicht verstehst, dann brauchst du auch nicht darüber nachzudenken“, warf Matuschka Anna hin und ging hinaus.

„Die Hee-echte“, zog Jegor Andrejewitsch flehend das Wort in die Länge und spitzte wieder die Lippen.

Vater Sergij seufzte noch einmal märtyrerhaft und griff nach seiner Weste.

Der Gast saß bereits am Tisch, in eine karierte Decke gehüllt, an dem Platz, an dem sonst Vater Sergij saß – mit dem Gesicht zum See. Er war etwa fünfzig Jahre alt, klein von Wuchs und wohl sogar zerbrechlich, sein kahler, eiförmiger Kopf glänzte in der Sonne. Als er Vater Sergij sah, erhob er sich halb, begrüßte ihn mit Handschlag und begann, ohne sich zu setzen, die Töpfchen zu lüften und genüsslich daran zu schnuppern. Der Dampf der Wareniki beschlug die Gläser seiner dünnen silbernen Brille, hinter denen graue, kalte und durchdringende Augen auf Vater Sergij blickten.

„Hecht“, lachte der Gast mit einem unangenehmen Lachen, hob den Deckel der Fischplatte und setzte sich.

Vater Sergij nahm gegenüber Platz, unterdrückte einen leisen Seufzer und erinnerte sich plötzlich, dass er vor dem Erscheinen Jegor Andrejewitschs irgendeinen wichtigen, großen Gedanken gehabt und ihn in sein Büchlein hatte notieren wollen, aber nicht mehr dazu gekommen war – und was für ein Gedanke das gewesen war, wusste er jetzt nicht mehr. Darüber runzelte Vater Sergij die Stirn, was sich sogleich im Gesicht des Gastes widerspiegelte; dieser kniff misstrauisch die Augen zusammen, und Vater Sergij zwang sich mühsam zu einem Lächeln. Unterdessen traf Kostin ein, Jegor Andrejewitsch schenkte rasch die Gläser voll, und Kostin, noch ehe er sich gesetzt hatte, begann, während er sich von diesem und jenem auf den Teller häufte, zu erzählen, dass das Krankenhaus ein neues Ultraschallgerät bekommen habe, das nach den Ereignissen vom Mai „besonders aktuell“ sei. Der Gast erkundigte sich, was im Mai geschehen sei. Kostin setzte sich endlich, zerteilte mit der Gabel einen Warenik mit Kirschfüllung, hob die dunklen Augen zu dem Gast und schwieg eine Weile, als prüfe er, was für ein Zuhörer in ihm steckte.

„Na, erzähl schon“, stieß ihn Jegor Andrejewitsch mit dem Ellbogen an.

Kostin, der nun niemanden mehr ansah, begann eine Geschichte zu erzählen, die sowohl Vater Sergij als auch Jegor Andrejewitsch in allen Einzelheiten kannten, der sie aber auch jetzt mit Erregung zuhörten. Es war Ende Mai gewesen.

„Bis dahin hatte man keine Verwundeten ins Krankenhaus gebracht“, sagte Kostin. „Aber ich wusste, dass es früher oder später passieren würde – wir sind die Ersten von der Grenze aus.“

Und so stand Kostin eines Tages am Fenster und sah, wie der Geländewagen Jegor Andrejewitschs in den Hof des Krankenhauses einbog. Er wunderte sich, dass der Verwaltungschef ihn nicht telefonisch über sein Kommen vorgewarnt hatte, und lief hinunter. Im Hof sah er, wie sich die hintere Tür des Wagens öffnete und ein blutüberströmter Soldat herausfiel. Kostin rief nach den Krankenschwestern und begriff erst danach, dass die Soldaten mit demselben Wagentyp gekommen waren, wie ihn der Verwaltungschef fuhr.

Während er sprach, schnitt Kostin weiter an den Wareniki, der Kirschsaft bespritzte den Teller und die daneben liegende Serviette. Der Gast folgte wie hypnotisiert den Bewegungen der Gabel.

„Die andere Tür ging auf“, sagte Kostin, „ein zweiter Soldat sprang heraus, mehr oder weniger unversehrt. Er schreit: ‚Helft uns, schnell!‘ Ich schaue in den Wagen, und da …“ Kostin griff nach dem Schmand und klatschte sich einen großen Löffel davon auf den Teller. „Wir hatten uns natürlich auf so etwas vorbereitet, aber nicht auf so etwas. Wir hatten keine Chirurgie, einen einzigen Chirurgen für das ganze Krankenhaus. Die Mädchen kommen herausgelaufen – Schwestern, Pflegehelferinnen mit Tragen. Wir legen die Verwundeten selbst drauf, schleppen sie. Zwei Schwerverletzte, einer war im Wagen gestorben. Den tragen sie auch hinein.“ Kostin winkte ab. „Da kam der Chirurg herunter, und wir fingen an, die Lebenden zu reanimieren. Den Rettungswagen riefen wir. Die Helferinnen weinen laut, und dem, der heil war, stecken sie belegte Brote zu – dabei kann ich nicht behaupten, dass unsere Frauen sonst besonders freigebig wären. Und eine Helferin brachte eine Schüssel und begann, dem Toten die Füße zu waschen.“

„Ja, ja, ja“, pflichtete Jegor Andrejewitsch vornübergebeugt bei, der Gast aber richtete sich sogar ein wenig auf seinem Platz auf und starrte mit kalter Neugier auf Kostins Mund, als fürchte er, auch nur ein Wort zu verpassen. Vater Sergij wurde es aus irgendeinem Grund unbehaglich zumute.

„Der Rettungswagen kommt.“ Kostin ließ endlich die Gabel los. „Sie fangen an, sie für den Transport ins Lazarett fertig zu machen, bei einem ist es beinahe schon der klinische Tod, Blutverlust, gebrochene Knochen, er geht uns schon weg, da hielten die Mädchen es nicht mehr aus, wie die alle losheulten – ein Albtraum, schlimmere Laute habe ich nie gehört. Aber man kann sie verstehen, die ersten Verwundeten in unserem Krankenhaus.“ Kostin hob den Blick zu dem Gast, als wollte er abschätzen, ob der die Mädchen verstand oder nicht. Der aber hörte Kostin mit aufgerissenen Augen und wie erstarrt zu. „Und da kommt Jegor Andrejewitsch herein und fragt ganz ruhig: ‚Habt ihr überhaupt gesehen, dass der Wagen ukrainische Nummernschilder hat?‘ Stille. Eine solche Stille habe ich vorher nie gehört und will sie auch nie wieder hören. Alle sehen einander an. Ich schaue mir die Soldaten genauer an, und auch ihre Uniform ist ukrainisch, mit dieser ihrer gelb-blauen Flagge.“ Kostin fasste sich an die Schulter. „Wie konnten wir das übersehen?“

„Und dann?“, flüsterte der Gast beinahe.

„Nichts“, antwortete Kostin, nahm wieder die Gabel und schob sich ein Stück Warenik in den Mund. „Drei Sekunden vergingen, und alle machten weiter mit dem, was sie zu tun hatten.“

„Und die Helferin?“, fragte der Gast.

„Auch die Helferin“, antwortete Kostin. „Jegor Andrejewitsch rief sofort die Militärstaatsanwaltschaft, der Rettungswagen brachte sie weg, sie lebten noch, ihr weiteres Schicksal kenne ich nicht.“

Kostin verstummte. Jegor Andrejewitsch legte dem Gast ein paar Wareniki auf den Teller. Der Gast wandte den Blick Vater Sergij zu, als erwarte er von ihm ein Fazit.

„So zeigt sich jene Schönheit, um derentwillen der Herr den Menschen erschaffen hat“, sagte Vater Sergij.

„Und der Umgang – wie ist man mit ihnen umgegangen?“, hakte der Gast sachlich nach. „Wie mit den Eigenen?“

„Christus hat mir geboten, alle zu lieben, auch die Feinde“, sagte Vater Sergij demütig und unterdrückte einen Seufzer.

„Ah, also doch Feinde!“, lachte der Gast. „Sie unterscheiden also doch, wie, heiliger Vater? Glauben Sie mir, ich frage aus reiner Neugier. Ihre Herde ist doch eine einzige. Wie bringen Sie das alles in Ihrem Kopf unter?“

„Ich bin kein heiliger Vater, und Neugier ist kein Laster, und die Herde ist eine einzige“, antwortete Vater Sergij und schwieg lange. „Aber die Unseren – das sind nicht sie“, fügte er schwer hinzu.

„Sie unterscheiden also!“ Der Gast rieb sich triumphierend die Hände, und seine Augen blitzten, als sei es ihm endlich gelungen, ein schwieriges Rätsel zu lösen.

„Ich unterscheide“, sagte Vater Sergij mit gebieterischer Stimme. „Aber ich hasse nicht.“

Er erhob sich vom Tisch. Sein Gesicht war finster geworden. Er bekreuzigte den Hecht, die Tontöpfchen, die Karaffe mit dem dunklen Beerenlikör. Kaum hatte er das Tischgebet beendet, stürzte sich der Gast auf den Hecht.

Die Hälfte des Sonntagsgottesdienstes über befand sich Vater Sergij in festlicher, gehobener Stimmung. Unerwartet hatten sich mehr Leute als gewöhnlich versammelt, und Vater Sergij kannte sie alle. Kostin und Jegor Andrejewitsch waren gekommen. Kostin zum ersten Mal, Jegor Andrejewitsch hingegen versäumte keinen Sonntagsgottesdienst und stand stets mit gesenktem Kopf bis zum Ende aus, im Glauben, mit seiner ganzen Erscheinung den Bewohnern der Siedlung ein Beispiel zu geben. Der Gottesdienst ging leicht vonstatten, die Stimme der mitsingenden Matuschka stieg ebenso leicht zur hohen Decke empor. Doch plötzlich rief eines der Kinder, die nahe am Altar standen, nach seiner Mutter. „Mama“, sagte die Kinderstimme fordernd und zugleich kläglich, und Vater Sergij kam es vor, als sei ihm dieses Wort direkt ins Ohr gesprochen worden, und auf einmal war alle Leichtigkeit aus seiner Seele gewichen. Er bemerkte Wanetschka, den siebenjährigen Sohn von Natalja, der Verkäuferin. Der drehte den Kopf hin und

her auf der Suche nach seiner Mutter. Natalja nahm ihn von hinten bei der Hand und zischte ihn an, und Vater Sergij stellte sich aus irgendeinem Grund Wanetschka in einem schwarzen Sack vor, und in seinem Kopf formte sich deutlich der Gedanke: „Den Tod gibt es." Vater Sergij stockte und sah den alten Landwirt Jefimitsch an, der neben Natalja stand und sich wie üblich für den Gottesdienst in ein weißes Hemd und eine abgewetzte Lederjacke mit eckigen Schultern gekleidet hatte. Mit kindlicher Ehrfurcht im Gesicht blickte Jefimitsch um sich, als suchte auch er jemanden. Vater Sergij ließ den Blick zu Serjoschka wandern – dem Hilfsarbeiter, dem Trinker. Der hatte gerade erst eine Kerze angezündet, wollte sie aufstellen und hielt sie in seinen geschwollenen Fingern, das Flämmchen vor fremdem Atem schützend, so behutsam, als hielte er ein Küken. Vater Sergij begann es in der Nase zu kribbeln, Tränen traten ihm in die Augen. Seine Stimme versagte endgültig, er verstummte und sah mit tränenerfüllten Augen auf seine Herde, zum ersten Mal in seinem Leben bedauernd, dass sie sterblich war. Auch die Matuschka verstummte, und in der Art, wie sie den Gesang abbrach, war Schrecken zu hören. Rascheln wurde vernehmbar, Flüstern, Zischen. Vater Sergij versuchte mehrmals anzusetzen, doch die Tränen schnürten ihm die Kehle zu. Die Leute sahen einander an: „Was ist geschehen? Was?" Vater Sergij bewegte die Lippen und brachte kein Wort hervor, sah nur durch die Tränen auf die Versammelten, und diese rückten ihm, wie ein Vergrößerungsglas, jeden Einzelnen näher, vergrößerten, hoben Züge hervor, die Vater Sergij früher nicht bemerkt hatte, und an jedem fand er etwas, das Mitleid verdiente – an Wanetschka, an Natalja, an Jefimitsch und an den anderen. Schließlich nahm er sich zusammen, begann wieder zu singen und erschrak selbst über den üblen Klang seiner schwachen, scheppernden Stimme. „Warum bist du Narr mit so einer Stimme überhaupt in den Priesterdienst gegangen?", rief er bei sich aus. „Was bist du für ein Priester, wenn du an den Tod glaubst?" Doch da begann die Matuschka mit hoher, reiner Stimme zu singen, sie hatte es eilig und schlug im Gebet jedes kirchenslawische „Jat" an wie eine Glocke: „Heiliger Gott, Heiliger Starker, Heiliger Unsterblicher". Und ihre Stimme klang beunruhigt, als riefe sie alle zusammen, um ein lang versprochenes Wunder oder Unglück zu schauen. Vater Sergij folgte der Matuschka nach, seine Stimme löste sich in der ihren auf, und er brachte den Gottesdienst zu Ende.

Die Predigt hielt er aus dem Büchlein, hin und wieder einen Blick hineinwerfend. Die Herde drängte sich dicht um ihn, wollte ihn stützen, wunderte sich über seine Tränen von eben, sorgte sich und hörte deshalb aufmerksam zu, in feierlicher Stille. Die allerdings von schweren Geschützlauten in der Ferne, von der Front her, gestört wurde.

„Heute beten wir um Frieden und um den Sieg", begann Vater Sergij. „Und ich fürchte mich davor, dass der Frieden kommt!", rief er aus.

Verwunderte Ausrufe wurden laut, Rascheln. Vater Sergij wartete, bis alles verstummt war, und wiederholte mit verdoppelter Kraft:

„Ich aber fürchte, dass der Frieden kommt! Er wird kommen, die Geschütze werden schweigen, aber in den Herzen wird trotzdem der Hass bleiben. Ich will, dass die Geschütze schweigen!", rief er aus und bemerkte dabei, wie sich Jegor Andrejewitsch mit erhobener Hand zu ihm durchdrängte. „Ich will Frieden", fuhr Vater Sergij fort, „aber nicht nur auf dem Schlachtfeld, sondern auch in den Herzen. Unsere Feinde werden siegen, wenn es ihnen gelingt, Hass in unser Volk zu tragen. Darum fürchte ich, dass der Frieden kommt, der Hass aber nicht weicht – und

dann wird dieser Frieden nicht unser Sieg sein. Frieden, das sind für mich Herzen, die von der Liebe erweicht sind!“

Die Menschen nickten, weinten, Vater Sergij wollte noch etwas sagen, doch Jegor Andrejewitsch drängte sich nach vorn und schrie:

„Evakuierung! Sie greifen an!“

Spät am Abend stand Vater Sergij am Rand des Weinbergs und beobachtete zum ersten Mal eine ungewöhnliche Erscheinung: Ein zitronengelber Streifen Himmel zog sich über die Erde hin, und darüber hing eine schwere, dunkle Masse, durchbrochen von Bändern kleiner Wolken. Und diese ganze Schwere verwandelte sich vor seinen Augen von Grau in Schwarz, bewegte sich hierher, kam näher, hatte die hellblaue Kirche schon überdeckt und das Kreuz auf ihrer Kuppel verschluckt. Die Weinblätter wurden schwarz, und nur wenn der Wind sie bewegte und umdrehte, fiel der zitronengelbe Widerschein auf sie, und auf manchen – den jungen – flammte frisches Grün auf. Irgendwo dort, hinter der Masse, bildete sich ein roter Strahl der Abendsonne, färbte die Wolkenbänder, und über die Masse flossen rote Flüsse. Vater Sergij blickte mit Furcht zum Himmel, doch sehr bald verschwand alles, und die Dunkelheit senkte sich herab – dicht, denn in keinem einzigen Fenster der Siedlung, die unten lag, ging Licht an. Auch die Laternen bei der Kirche leuchteten nicht auf; vor ihrer Abfahrt hatte Matuschka sie abgeschaltet.

Vater Sergij kam es vor, als wäre seit dem gestrigen Gottesdienst nicht ein Tag vergangen, sondern ein ganzes Jahr oder zwei. Er suchte in der Tasche nach dem Telefon, um sich zu leuchten, erinnerte sich aber, dass er es am Morgen herausgelegt hatte, als ihm klar geworden war, dass man in der Siedlung die Verbindung abgeschaltet hatte. Er ging auf dem vielfach begangenen Pfad und kam doch immer wieder davon ab, trat in den Weinberg, blieb mit der Kleidung an den Reben hängen. Gestern waren er und Jegor Andrejewitsch zu zweit in völligem Durcheinander von Haus zu Haus gefahren, hatten die Leute für die Evakuierung zusammengeholt, auf sie eingeredet, sie beschimpft. Jegor Andrejewitsch war unerbittlich gewesen und hatte sie in die Busse verfrachtet, samt Taschen, Kinderwagen und Katzen. Vater Sergij hatte die abfahrenden Busse und Autos bekreuzigt und war dann reglos auf der Straße stehen geblieben. Mit Unruhe dachte er an Matuschka, sah schon ihre Tränen beim Abschied von dem Haus voraus, aus dem sie nie fortgegangen war. „Das ist vorübergehend, Anna“, sagte er bei sich. „Vorübergehend. Alles in diesem Leben ist vorübergehend.“

Als der letzte Bus abgefahren war, schlugen, wie es der Zufall wollte, einige Granaten im See ein. Jegor Andrejewitsch bekam einen Anruf und raste davon, nachdem er versprochen hatte, in zwanzig Minuten ihn und Matuschka abzuholen und nach Stary Oskol zu bringen, wo Vater Sergij das Haus seiner verstorbenen Tante leer stand. Vater Sergij ging schweren Herzens, ohne Eile, nach Hause, überzeugt, dass Matuschka bereits alles für die Abreise vorbereitet hatte und bis zur Ankunft Jegor Andrejewitschs noch Zeit blieb.

Er traf Matuschka im Hof an – in Mantel und Kopftuch. Sie stand unbeweglich an einer Stelle und schaute mit erhobenem Kopf zur Kirche hinauf.

„Anja, bist du fertig?“, fragte Vater Sergij, obwohl er die Antwort selbst kannte.

Sie wandte sich ihm zu. Erst jetzt fiel Vater Sergij auf, dass Matuschkas Haar an den Schläfen weiß war und sich um die Augen feine Falten zogen. Matuschka trat nun von einem Fuß auf den

anderen, und Vater Sergij erinnerte sich daran, wie sie gewesen war, als er sie zum ersten Mal auf dem Bahnhof gesehen hatte.

„Fertig“, sagte Matuschka mit einem Seufzer.

„Gut so“, antwortete er. „Dann fahr.“

„Und du?“, fragte Matuschka erschrocken.

„Ich bleibe“, Vater Sergij wandte den Blick ab und wiederholte, als wollte er diese für ihn selbst unerwartete Entscheidung noch einmal hören. „Ich bleibe hier.“

„Wie – du bleibst?“ Matuschka Anna trat zu ihm und sah ihm direkt in die Augen. „Wie, du bleibst, Vater?“, rief sie aus.

In diesem Augenblick fuhr das Auto vor, und Vater Sergij sah Jegor Andrejewitsch aussteigen. Matuschka Anna nahm das Kopftuch ab, ihr Haar fiel unordentlich herab, sie knöpfte den Mantel auf und sagte atemlos:

„Wenn du bleibst, dann bleibe ich auch!“

„Anja!“, rief Vater Sergij sie an. „Ein Priester wird zweimal getraut – das zweite Mal mit der Kirche!“

Er sprach diese Worte mit solcher Herrschsucht und solchem Hochmut, dass Matuschka Anna erstarrte, ihn gekränkt ansah und rasch begann, den Mantel zuzuknöpfen und das Kopftuch zurechtzurücken.

„Na, wenn du dich entschieden hast, dann hast du dich eben entschieden“, sagte sie atemlos, mit einer Stimme, die vor Kränkung brach. „Entschieden, also bleibst du. Und ich fahre, dann leb wohl.“

Vater Sergij stand wie angewurzelt, wie betäubt von ihren Worten und von seinem eigenen Entschluss. Matuschka Anna ging ins Haus und kam mit den Taschen wieder heraus, das Gesicht hochmütig. Vom Haus ging sie in die Kirche und blieb dort keine Minute, danach setzte sie sich ins Auto, und als Vater Sergij zum Abschied herantrat, sagte sie unter Tränen:

„‚Bild und Gleichnis‘, ja? Dein Michajlo wird kommen und dich mit dem Feuerzeug anzünden.“

Als das Auto losfuhr, schlug Vater Sergij ein weites Kreuz hinter ihm.

Das Flämmchen zuckte, als die Tür sich einen Spalt öffnete; vor dem Altar brannte eine einzige Öllampe, der rote Fleck um sie herum ruckte, breitete sich aus und erhellte die Hälfte des Antlitzes Christi auf der Ikone daneben. Vater Sergij schloss die Tür hinter sich. Er setzte sich auf die Bank, lehnte sich an die Wand – von einer solchen Stille hatte er lange geträumt. Lange hatte er allein bleiben und seine großen Gedanken zu Ende denken wollen. Er war immer im Blickfeld gewesen, unter Menschen, und wenn er doch einmal allein blieb, ließen ihn die Fragen des Haushalts, der Menschen nicht los. Besonders in den letzten Jahren hatte er sich still darüber geärgert, dass ihm die Zeit für die großen Gedanken fehlte, die einen Priester zu wichtigen Einsichten führen. Und nun war er allein geblieben, hatte seit gestern keinen einzigen Menschen gesehen, keine menschliche Stimme gehört. Doch die großen Gedanken stellten sich nicht ein, und jetzt saß er einfach im Dunkeln, in der Stille, und wartete ruhig auf den Feind. Er hörte das

näher kommende Gefecht – von unserer Seite wurde seltener geantwortet. Am Morgen hatten die Schüsse fern geklungen, jetzt aber schien schon nahe dem Ortskern geschossen zu werden. Hin und wieder bellten Hunde, doch auch die waren gegen Abend verstummt. Vater Sergij begriff plötzlich, dass er nicht von einer solchen Einsamkeit geträumt hatte; er hatte sie inmitten von Menschen ersehnt, die, bei ihm bleibend, ihn einfach in Ruhe gelassen hätten.

Auf der schwarzen Fensterscheibe flammte ein roter Punkt auf, zerfloss darauf, als hätte jemand von der anderen Seite Farbe hingeschüttet. Auch die Öllampe flackerte heller auf. Vater Sergij wandte sich dem Fenster zu und blickte mit demütig gemachtem Gesicht bald hinaus, wo in der Nacht rote Rosen aufblühten, bald auf die Lampe; der Fleck über ihr zitterte, als stünde er im Einklang mit dem Geschützfeuer. Er griff in die Tasche seiner Weste, zog ein Säckchen mit Weihrauch heraus und legte es neben sich.

Er dachte wieder an die Matuschka und begriff plötzlich, dass auch er selbst nicht mehr an Bild und Gleichnis Gottes in jedem Menschen glaubte, und war sich sicher, dass es töricht war, unter solchen Umständen darauf zu bauen. Und es waren nicht die Worte der Matuschka, die diese Zweifel in seiner Seele geweckt hatten – er selbst trug sie seit dem Tag des Austauschs in sich, seit er seine Herde geteilt hatte. „Ein Leben lang hast du andere überzeugt, und du selbst?“, lächelte er bitter. Er schloss die Augen und saß so da, ohne sich zu rühren, die großen Hände auf den Knien.

Endlich regte er sich, tastete nach dem Säckchen mit Weihrauch. All diese Tage hatte Vater Sergij in sich nach Liebe zu Michajlo gesucht und keine gefunden; dieser Mensch war ihm zuwider. „Ein schlechter Mensch“, sagte er bei sich. Und da ließ er einen anderen Gedanken zu – wenn der Funke fehlt, dann gibt es auch den Tod. „Wie?“, fragte er sich in der Dunkelheit. „Wie?“ Er sprang auf, stürzte zur Lampe hin, verhedderte sich, fiel und kroch auf den Knien weiter. Er sah die Ikonen nicht, er wusste nur, wo welche in seiner Kirche hing. Vor Christus angelangt, stimmte er das „Vater unser“ an. Seine Stimme klang deutlicher als sonst, als fürchtete sie sich, in einer solchen Stille von ihrem Herrn loszureißen, und schepperte mit näselnden Tönen. Vater Sergij ging zum Flüstern über und betete hastig, das Lampenlicht flackerte oft. Vater Sergij starrte in die Dunkelheit und versuchte, darin das Antlitz zu erkennen, doch vergebens. Als er verstummt war, ließ er den Kopf auf die Brust sinken und saß lange so, bis zu den Schultern in Dunkelheit versunken; die Lampe beleuchtete nur seine Skufia, und zuweilen liefen rote Funken über sein Kreuz. Es schien, als sei Vater Sergij eingeschlafen, doch plötzlich hob er den Kopf und begann laut zu beten: „Führe, Herr, den Feind zu mir. Gib, Herr, dass ich es beweise.“

Vor dem Fenster schlug wieder irgendeine Kanonade los, und wieder entfaltete sich das Feuer auf der Scheibe. Das Öllämpchen flackerte auf, nahe Salven ertönten. Stimmen wurden laut, doch alles verstummte schnell. Vater Sergij schwieg eine Sekunde lang, lauschte und sprach dann mit verdoppelter Kraft weiter: „Im Geiste bin ich schwach. Lass es mich körperlich beweisen. Mit dem Leib leiden für den heiligen Glauben.“ Er nahm die Skufia ab und wischte sich mit zitternden Händen damit die Stirn. Als die Stimmen sich wiederholten, überkam Vater Sergij das unerträgliche Verlangen, noch einmal das Antlitz zu sehen, und er griff in die Tasche nach dem Feuerzeug. Im Dunkeln erschien ihm Michajlos schwarzes Feuerzeug, dessen hohe blaue Flamme, Michajlos Hand. Ein Auto raste vorbei. Vater Sergij wandte sich jäh zum Fenster um

und sah nicht, wie der Scheinwerferstrahl das Antlitz aus der Dunkelheit riss. Doch als er sich zurückwandte, bemerkte er unter dem Altar eine Rose. „Deshalb also war Anna in die Kirche gekommen“, sagte er bei sich. Aus seinen Augen flossen warme Tränen. Er blickte auf die Ikone, sah aber in der Dunkelheit die Rose, als hätte sie sich in seinen Tränen abgedrückt – rosafarben, mit gelben Äderchen. Und von der Rose aus streckten sich zarte Weinranken, klammerten sich an eine kräftige, wie mit Muskeln umkleidete Rebe. Aus der Rebe traten Weinblätter hervor, sie entfalteten sich sanft in der Dunkelheit und schmiegten sich mit all ihrem gezackten Werk bequem in sie hinein. Frische junge Blätter raschelten zum Fenster hin, grün wie das Grün selbst, wie das Leben selbst. Sie entfalteten sich und glänzten, als wäre durch jedes ein weiches goldenes Licht geleitet, und schienen wie geschnitzte Fenster in eine andere Welt. Die Reben durchdrangen die Wand, und Vater Sergij sah plötzlich, dass ringsum alles ein Paradiesgarten war. Er begann ein Gebet zu singen, die Blätter zitterten. Dicht an der Kirche fuhren Autos vor, hinter der Tür wurde laut gesprochen. Er hörte, wie die Tür aufging und jemand lachend sagte: „Da ist der Ork-Schamane.“ „Leg ihn um“, ertönte eine andere Stimme. Doch Vater Sergij hörte sie nicht, er staunte über die ungewöhnliche Schönheit und Höhe seiner Stimme, bis er begriff, dass mit ihm die Engel sangen.

Quelle: ahmedova.com

Ein wenig Krim für den Tschuktschen

23.09.2019 · Übersetzungen · Marina Achmedowa

„Das können Sie da in Ihrem Moskau mal ausrichten – sie sollen Gesetze verabschieden, nach denen nicht nur Moskau leben kann", sagt der Tierarzt Arkadij Makuschkin, eine der Hauptfiguren dieser Reportage aus den Dörfern rund um Anadyr, Russlands östlichstem Ort. Von hier aus hat man nur einen trüben Blick auf das Land, aber in gewisser Hinsicht ist er klarer als aus den Hauptstädten. Das Negative ist die Heuchelei der Quoten, die Idiotie der Gesetze, der mörderische Wodka und die Hochmütigkeit der Vorgesetzten. Das Positive ist der russische Gott, die russische Krim, die Direktheit der Mannsbilder und zumindest ein Hauch von Zivilisation. Eine Reportage über das nicht ausgebaute Russland.

»Ein wenig Krim für den Tschuktschen« ist eine Reportage von Marina Achmedowa und wurde am 23.09.2019 in der russischen Zeitschrift »Русский репортер« Nr. 17-18 (483) veröffentlicht. Fotos: Marina Achmedowa

---

Der russische Vorgesetzte

„Ich will auch auf die Krim", sagt Jurez, der am Ufer sitzt und die Sohlen seiner Gummistiefel dem kalten Wasser der Bucht zugewandt hat. „Serafima, nimm mich mit auf die Krim!"

Die stämmige russische Frau, mit dem Gesicht dem Meer und dem Wind zugewandt, wirft ihre langen Haare zurück. Vom Ufer verläuft, im rechten Winkel ins Meer hinein, eine straff gespannte Leine, welche das Netz hält. Die fast wie eine Hauskatze großen Möwen kommen ganz nah an die Menschen und an das auf dem kalten Ufergeröll liegende, schwarze Schlauchboot heran.

„Die Krim ist doch jetzt russisch, Serafima" – Jurez schaut die Frau ergeben an.

„Warum auch nicht?", bricht sie ihr Schweigen. „Warum soll ich nicht losmachen? Im kommenden Jahr mache ich los und fahre. Aber so viel Fisch hast du noch nicht gefangen, Jurez."

Die Frau kehrt vom Wasser ab und geht den steilen Pfad zu einem Balok aus Holz hinauf. Das Geröllufer endet in einer hügeligen Anhöhe, die mit hartem, langsam gelb werdenden Gras bewachsen ist. Auf dieser Anhöhe stehen in Reihe Baloks, die aus den erstbesten Materialien zusammengezimmert sind – aus rostigen Blechen, Sperrholz, Plastik. Hinter ihnen beginnt Anadyr, die Hauptstadt von Tschukotka.

Ungefähr zwanzig Meter von Jurez entfernt steht eine Frau in einem Anzug aus Gummi knietief im Wasser. Mit einer Hand hebt sie einen Strick hoch, der parallel zu Jurez' Strick verläuft, holt so das Netz nach oben und greift mit der anderen nach einem zappelnden, silbrigen Fisch ins Wasser. Der Hundslachs schlägt mit der Schwanzflosse auf die Wasseroberfläche, so dass sich eine Vielzahl von ideal linierten Kreiswellen auf dem milchig-hellblauen Wasser ausbreiten, deren größte fast bis an den Strick von Jurez heranrollt. Die Frau hält den Fisch am Schwanz fest und befreit seine Flossen aus dem Netz. Senkt ihn ins Wasser, damit er nicht zappelt. Im Wasser

beruhigt sich der Fisch, und nachdem die Frau ihn aus dem Netz befreit hat, trägt sie ihn aus dem Wasser heraus, und er, der Fisch, spreizt seine Kiemen, lässt seine Augen aus den Höhlen quellen und sperrt seinen Rachen auf.

Jurez lässt seine Hand sinken und berührt das Geröll – es ist immer kalt, vom Wasser des Golfs von Anadyr gekühlt, in dem sich das Wasser der Beringsee mit den Wassern des Stillen Ozeans vermischt.

„Jurez!“, ruft eine Männerstimme aus der Richtung, in der gerade Serafima den Hang hinaufgestiegen ist.

Jurez dreht seinen Kopf, das Gesicht mit den ausgeprägten Backenknochen und den Schlitzaugen erblickt den Sprecher.

„Nix?“, fragt der Mann.

„Nix, Matwej!“, antwortet Jurez.

„Unser Netz steht so!“ – Matwej schneidet mit der Handkante die Luft. „Man müsste es aber so aufbauen!“ – er schneidet die Luft mit einer Bewegung, die sich durch nichts von der vorangehenden unterscheidet.

„Muss mal Gewichte dranmachen!“, ruft Jurez.

„Wo ist Lera?“, fragt Matwej.

„Woher soll ich wissen, wo Lera ist!“, antwortet Jurez mit seinem genervten Bass.

Er erhebt sich und schleppt das schwarze Schlauchboot in Richtung Wasser. An seinem Saum hat es eine schmutziggraue Färbung, aber zum Horizont hin, hinter dem sich nebelige Hügel erheben, bekommt es einen silbernen Ton, wie die Schuppen eines von Frauenhand gefangenen Fischs.

„Auf der Krim ist das Wasser warm“, sagt Jurez, als er schwerfällig in das Boot klettert. „Auf der Krim kann man baden. Hier kann man nicht baden. Serafima hat mir versprochen zu zeigen, wie man im Schwarzen Meer Krebse fängt. Nach Moskau will ich nicht. Ich will auf die russische Krim.“

Nachdem er bis ungefähr in die Mitte der Meerenge gepaddelt ist, hebt Jurez das Netz mit fünf Fingern aus dem Wasser. Er beugt sich zur Wasseroberfläche, so dass das Boot Schlagseite bekommt. Das Netz durchrieselt Jurez’ Finger und zieht sich in Kaskaden von Maschen in das vor Sonnenuntergang glänzende Wasser. Das Netz ist leer.

„Verdammt“, sagt Jurez und richtet sein vom Trinken aufgedunsenes Gesicht gen Himmel.

Der russische Gott

Wie eine Luftspiegelung aus sich über dem Wasser verdichtenden Schatten erscheint ein weißes Schlauchboot, in dem außer einem Mann noch ein kleines Kind in grell rosafarbener Jacke sitzt. Eine Frau in Jeans und schwarzer Jacke nimmt das Kind vom Ufer aus entgegen, schafft es zu den schwarzen Felsblöcken und lässt sich dort auf einer alten Untersuchungsliege nieder, die

sich mit ihren rostigen Füßen in den Kies eingegraben hat.

„Der Hundslachs hätte noch vier Tage lang herumziehen müssen“, sagt die tschuktschische Frau, deren Name Ada ist. „Aber er zieht nicht. Man sagt, der Buckellachs ist losgezogen und hat den Weg hierher versperrt, deshalb kann der Hundslachs nicht bis zu uns gelangen. Mein Mann kann Fisch wirklich schmackhaft zubereiten, und Kaviar essen wir an Feiertagen. Wir fangen den Fisch nach Quote. Mein Mann hat eine Quote – er ist Tschuktsche. Ich nehme mir auch meine Quote, auch ich bin Tschuktsche. Aber in diesem Jahr haben wir nur eine kleine Quote bekommen – meine beiden älteren Söhne haben sie mitgezählt, aber Violetta nicht.“ – Sie lässt das Mädchen in der rosafarbenen Jacke auf ihrem Schoß sanft hüpfen. „Sie ist erst ein Jahr und sieben Monate alt. Vielleicht haben sie sie deswegen nicht mitgezählt? Ich bin ja selbst aus Janrakynnot, da ist es schöner als in Anadyr, und der Fisch lässt sich auch besser fangen. Da gibt es Büsche und Flüsschen, ich mag die Natur dort, da gibt es auch Pilze, Hasen und Rebhühner.“

Am Ufer flackern hie und da die orangefarbenen Lichter der Fischerlagerfeuer auf. Mischlingshunde laufen herum, die Möwen sind in Bewegung.

„Mir gefällt übrigens euer Gott besser“, sagt Ada, während sie in die dunkler werdende Ferne über das Meer schaut. „Meine Eltern glauben jetzt auch an euren Gott. Früher glaubten sie an unsere Geister. Sie baten mich, die Geister zu füttern. Ich ging dann immer hinter den Ofen – da lebte ein Geist – sprach einige Worte auf Tschuktschisch; ich kann mich heute noch an diese Worte erinnern, aber ich möchte sie nicht wiederholen. Hinter dem Ofen lag ein Stein, die Mutter und die Großmutter kochten Fisch, wir setzten uns zu Tisch, die Großmutter nahm ein paar Krümel von allem und sandte mich hinter den Ofen zu diesem Stein, damit ich dort den Geist füttere, so dass wir immer Fisch im Haus haben würden. Aber nun glaube ich an euren Gott, er heißt Jesus Christus.“

„Denn ich habe die Geister gesehen und weiß, dass es sie gibt. Sie sind furchteinflößend, solche zeigt man nicht einmal in den Horrorfilmen. Der Geist schaute mich die ganze Zeit von hinter dem Ofen hervor an, und auch ich schaute ihn an, besonders des nachts. Ich weckte dann immer meinen Bruder und fragte ihn: ›Siehst du ihn auch?‹ Und er antwortete: ›Ja, ich sehe ihn. Beachte ihn nicht, schlafe. Das sind unsere Geister, sie beschützen uns‹. Ich aber dachte: ›Wie kann er mich beschützen, wo er mich doch mit solch einer Bosheit anschaut? Er muss doch Gutes bringen, wenn er gut ist. Aber er bringt nichts als das Böse‹.“

„Die Eltern tranken viel, Oma und Opa tranken auch. Ich fürchtete mich, und es war mir unangenehm. Da dachte ich – wenn unsere Geister böse sind, dann müsste es ja auch irgendwo einen guten Geist geben. Dann kamen Missionare in unser Dorf, sie erzählten uns von eurem Gott, und ich habe sofort an ihn geglaubt. Aber die Großmutter weckte mich trotzdem immer weiter um sechs Uhr morgens und sagte mir, ich solle den Ufergeist füttern gehen, damit wir Fisch haben. Ich weinte, denn wenn ich sie fütterte, sah ich sie überall – in den Jarangen sah ich sie, hinter dem Ofen sah ich sie, und wenn die Rentiere geschlachtet wurden und man mit ihrem Fleisch die Geister fütterte, sah ich sie wieder.“

„Doch wenn die Rentiere geschlachtet worden sind, beginnen die Menschen zu trinken. Die Feste begannen schön, endeten aber unschön. Ich sah die Geister in den Gesichtern der Leute, wenn diese betrunken geworden waren, – das waren schon nicht mehr sie, sie veränderten sich, und in

ihren Gesichtern und in ihren Taten traten die Geister hervor. Ich wurde gekränkt, ich hatte Angst. Mama und Papa tranken. Oma und Opa tranken. Und wäre da nicht der russische Gott gewesen, würde es mich jetzt vielleicht gar nicht mehr geben. Mit sechzehn war ich selbst das erste Mal sehr betrunken. Erst zwang man mich zu trinken, dann wollte ich es selbst. Jetzt trinke ich selten, denn ich habe Kinder."

„Ich habe zu eurem Gott gebetet, dass er mir Kinder gebe, und dann wurde mir Artjomka geboren. Ich sagte: ›Gott, wenn es dein Wille ist, dann schenke mir ein Kind‹. Später betete ich wieder – ich sagte dieselben Worte, und mir wurde Wanka geboren. Und danach betete ich wieder und sprach: ›Gott, wenn es dein Wille ist, dann gib mir ein Töchterchen‹. Aber Gott hat mir lange Zeit kein Töchterchen geschenkt. Und dann begann mein Mann auch zu beten – er ging in die Kirche und sagte: ›Gott, ach, wolltest du uns doch bald ein Töchterchen geben‹."

„Ich wurde schwanger, und da sagte mein Mann: ›Ei, Gott, lass es ein Töchterchen sein. Ich habe ja schon zwei Söhnchen‹. Dann wurde uns ein Töchterchen geboren. Mein Mann fischt wieder, eine andere Arbeit gibt es ja nicht. Er bittet Gott nicht um Arbeit, denn der hat uns ja schon ein Töchterchen geschenkt, nun ist's genug gebeten… Ei, Töchterchen, schau doch, was für eine Schönheit hier geflogen kommt" – Ada zeigt auf eine Möwe, die die beiden mit einem Auge anstarrt. „Nun beten meine Kinder auch zu eurem Gott, wenn ihnen eine Leistungskontrolle bevorsteht und sie sich Sorgen machen, dass sie das nicht schaffen. Sie beten, und euer Gott regelt das alles."

„Nur Fisch gibt er uns heute nicht. Und gestern hat er keinen gegeben. Ohne Fisch können wir ja nicht leben. Jetzt im Herbst können wir uns Gemüse erlauben, solange der Schiffsverkehr noch preiswert ist. Aber im Winter geht das nicht. Im Winter kaufen wir einmal im Monat Äpfel, damit die Kinder welche essen können. Tomaten können wir nicht kaufen. Möhren nehmen wir, und Zwiebeln. Wenn es aber keine Arbeit gibt, dann nehmen wir auch keine Möhren und keine Zwiebeln."

Nachdem sie mir, der Unbekannten, fast alles über sich erzählt hatte, erhebt sich Ada von der alten Untersuchungsliege und geht zu ihrem Mann, der gerade eben das Netz abgebaut hat.

Das russische Kinderheim

Der Morgen bricht über Anadyr herein. In der Zeit, als Roman Abramowitsch hier Gouverneur war, wurden die Häuser in verschiedenen Farben angestrichen, damit die Bewohner der Stadt nicht aufgrund der winterlichen Farblosigkeit und der langen Schneestürme in Depression verfallen. In Anadyr gibt es keine Bäume. Die Fläche der Stadt beträgt zwanzig Quadratkilometer; von einem Ende zum anderen braucht man zu Fuß nur zwanzig Minuten. In der Stadt leben fünfzehntausend Menschen, und die gehen jetzt ohne Eile auf die Arbeit. Die Läden öffnen. Im Supermarkt in der Nähe der Stadtverwaltung kann man ein halbes Kilo roten Kaviar für anderthalbtausend Rubel kaufen, Bananen kosten siebenhundert Rubel, Gurken sechshundertfünfundachtzig. Im Winter, wenn die Schifffahrt ruht, kosten sie noch mehr, und der Preis für einen Kopf Weißkohl steigt bis auf achthundert Rubel.

Jurez, ein Bein übers andere geschlagen, sitzt auf einer Bank neben einem Balok. Matwej kommt aus dem Balok heraus.

„Wo ist Lera?“, fragt er.

„Woher soll ich wissen, wo Lera ist!“, antwortet Jurez.

„Du bist es doch, der sie vertrieben hat, Jurez!“ – aus dem Balok heraus dringt Serafimas Stimme. „Du warst es doch selbst, der sie zum Arbeiten hergebracht hat. Du selbst hast sie doch so gelobt. Wozu hast du sie denn dann hergebracht?“

„Ich dachte, sie wäre gut!“, antwortet Jurez zornig. „Als sie am Ufer hin und her ging, Arbeit suchte, dachte ich, dass sie arbeiten wird. Nun aber baue ich das Netz auf, ich bin es, der das Geschirr wäscht, alles mache ich! Und Lera sitzt einfach nur herum!“

„Du, Jurez, hast sie angeschrien, da bekam sie es mit der Angst zu tun und ist fortgegangen“, fährt Serafima fort. „Nun wirst du allein die Arbeit von Zweien machen.“

„Aber wozu hat sie denn dem Fisch die Augen ausgesaugt?“, brummt Jurez. „Wie viele Weibchen haben wir denn gefangen, konnte sie nicht denen die Augen aussaugen? Warum hat sie die bei den Fischköpfen ausgesaugt, die Matwej bei den Männchen abgeschnitten und sie gewaschen hat, um sie einzupökeln?“

„Ich hatte sie auch extra fein säuberlich geschnitten“, wirft Matwej gekränkt ein. „So große Männchen waren das. Dachte mir, die pökele ich ein und nehme die im Winter für den Salat – das wäre herrlich geworden.“

„Und ich sehe, wie sie so mit dem Finger durch die Kiemen die Augen rauszieht. Ich sage ihr: ›He, was machst du?!‹ Und da sagt sie: ›Ich will die Augen!‹ Und ich: ›Ach, du…‹“ – Jurez schwingt seine schwere Hand, als würde er etwas auf die imaginäre Lera werfen wollen.

„Jurez, du hast dir ja schon am Morgen einen zur Brust genommen! Pass auf, wenn du säufst statt zu arbeiten, dann nehme ich dich nicht mit auf die Krim. Wir fahren mit Matwej im Frühjahr zu Verwandten, und dich nehmen wir nicht mit“, sagt Serafima.

„Aber ich werde arbeiten!“, antwortet Jurez. „Ich verdiene mir das Geld, lege es aufs Sparbuch und werde mit dir und Matwej auf die Krim fahren.“

Er zieht sich das Gummi-Overall und die Gummistiefel über und begibt sich den abschüssigen Pfad hinab zum Boot. Stößt das Boot vom Ufer ab, springt hinein und paddelt an der Schnur entlang. Greift ins Wasser, hebt das Netz heraus – es ist leer.

„Die Fische sind auch schlau“, sagt Jurez. „Sie wissen, wohin sie zum Laichen gehen müssen. Können sich selbst aus den Netzen befreien, wenn ich sie herausziehe. Schon fünf Tage lang hole ich keinen Fisch heraus. Ich will auf die Krim. Serafima ist in Simferopol geboren. Sie sagte, dort sei die Luft warm, wie bei uns im Balok, und das Wasser des Meeres ist heiß wie bei uns aus dem Wasserhahn. Matwej sagt, wenn man ein Netz dort aufbaut, dann hat man auch Fisch. Und ich habe das Netz am Morgen aufgebaut – kein Fisch da. Andere Menschen holen ihren Fisch aus den Netzen, und ich habe seit fünf Tagen keinen Fisch. Ich bin da aber nicht knausrig: Heute haben sie welchen, und morgen ich…“

„Die Geister bitte ich nicht darum, dass ich Fisch bekomme – das alles hängt vom Menschen ab. Ich glaube nicht an die Geister. Die Tschuktschen, die glauben an Geister. Die Tschuktschen

essen die Augen der Fische. Ich bin ein Tschuktsche, und ich esse keine Augen und glaube nicht an die Geister. An Gott glaube ich auch nicht. Ich bin Waise. Meine Mutter brachte mich an einem Flussufer zur Welt und starb. Wir waren in der Tundra. Meine Tante leistete Geburtshilfe. Wo der Vater ist, das weiß ich nicht. Die Tante hat mich großgezogen. Ich habe den Braunbären gesehen und ich habe den Eisbären gesehen. Ich sage dir ehrlich, ich habe den Vielfraß gesehen, den Lux gesehen, den Hermelin, so einen kleinen, gesehen. Ich sage dir ehrlich, in unserem Dorf ist doch die Tschuktschensee, und ich habe gesehen, wie ein Eisbär auf einer Eisscholle paddelt. Paddelt so ganz normal, taucht sogar. Er paddelt mit der Tatze, holt sich Rotlachs heraus. Er ist bei uns der Herr im Haus. Je nachdem, was für einen Menschen er angreift. Wenn der Mensch ein Feigling ist, dann fällt der Bär über ihn her. Wenn der Mensch kein Feigling ist, dann greift er ihn nicht an. Wenn der Bär einen mutigen Menschen sieht, dann geht er gleich weg, aufs Meer. Wenn ich einen Bären sehe, dann gehe ich gleich auf ihn zu mit dem Speer. Sein Fell ist nicht dick, man kann es durchstechen."

„Der Vielfraß aber, der ist pfiffig. Wenn er dir hinterherkommt, dann bleibe nicht stehen, hörst du? Wenn du anhältst und umfällst, dann wirst du schon nicht mehr aufstehen. Du bist doch kein Dummerchen? Höre auf mich! Mit dem Stock kannst du ihn nicht erstechen, denn du wirst ermattet sein. Und umfallen wirst du, weil du ermattet bist, du wirst nicht einmal deinen Arm heben können. Der Vielfraß wird erst etwas abseits hinter dir her gehen."

„Er ist wie der Braunbär, nur klein. Den Vielfraß kann man nicht essen, er ist ein Aasfresser. Er frisst den Menschen – erst die Fersen, dann den Bauch, dann den Kopf. Schau doch: Wenn der Mensch viel läuft, dann schwitzen ihm die Fersen. Dann schwitzt der Bauch, dann der Kopf. Sie stinken, und der Vielfraß frisst sie zuerst wegen des Geruchs. Wenn du also durch die Tundra gehst, bleibe ja nicht stehen. Hörst du?"

„Weißt du, wo ich außer auf Tschukotka gewesen bin? In Magadan war ich. Da, wenn man von der Stadt Magadan aus links fährt, ist in ungefähr siebzig Kilometern eine Strafkolonie – eine für Männer und eine für Frauen. Da habe ich vier Jahre gesessen. Dafür, dass ich mich für eine Frau eingesetzt habe. Ich kam gerade erst aus der Armee zurück – ich habe in Abchasien gedient. Da sehe ich, wie ein Mannsbild eine Frau an den Haaren zerrt… Woher sollte ich denn wissen, dass das seine Ehefrau ist? Sie hat dann Anzeige gegen mich erstattet und geschrieben, dass ich ihm die Finger und die Hände gebrochen habe. Dann saß ich noch in Komsomolsk-am-Amur – da ist die achte Strafkolonie, da in der Nähe bauen sie Flugzeuge. Wir haben einfach in Gesellschaft getrunken, und da habe ich einfach einen Mann und eine Frau mit einer Pfanne auf den Kopf geschlagen. Keine Angst, ich schlage dich nicht mit dem Paddel… Ich bin ein friedlicher Mensch."

„Hörst du? Sei tapfer – bleib nicht stehen und fürchte dich nicht. Warst du eigentlich auf der Krim? Übrigens arbeite ich gerade für Matwej. Der hat mich angeheuert. Er bezahlt mich für die Arbeit in Wodka. Seine Frau Serafima gibt mir ab und an Geld, das lege und lege ich mir aufs Sparbuch. Ich spare für die Krim. Weißt du, wo ich noch gern hin wollte? Als ich Kind war, wollte ich nur zur Tante. Als ich fünf Jahre alt war, hat man mich von meiner Tante fortgenommen und ins Kinderheim gesteckt. Egal, ob man Tante oder Onkel hatte – Tschuktschenkinder wurden immer mitgenommen. Ich bin aus dem Kinderheim fortgelaufen und ging zu Fuß. Bin stehen geblieben. Bin nicht ans Ziel gekommen. Nun möchte ich auf die Krim."

„Nix?!“, ruft Matwej, als das Boot am Ufer anlegt.

„Nix!“, antwortet Jurez.

Der tschuktschische Tod

Das Motorboot kommt aus der Bucht heraus. Zieht langsam an den Hafenkränen vorüber. Matwej hält das Steuer, steuert das Boot weiter nach rechts – in Richtung des Flusses Anadyr. Auf der Bank sitzt die schläfrige Serafima und hält einen leeren Mayonnaiseeimer an ihren Bauch gedrückt.

„Matwej, was sollen wir tun, wenn sie heute wieder, wenn wir zurück sind, im Hausaufgang herumliegt?“, gähnt Serafima.

„Weiß ich nicht“, sagt Matwej und wendet sich vom Steuer ab.

„Vorgestern, als wir den Hausaufgang betraten, da lag da so eine Mestizin herum, nackt“, sagt Serafima. „Also, man sah schon, dass sie eine halbe Tschuktschin ist – sie hat mehr oder weniger große Augen. Um die dreißig. Irgendwer rief sie wohl zu sich, dann hat man sie trunken gemacht und sie fortgeworfen. Herrje, diese Mannsbilder – Hurenböcke sind das“, sagt sie, und Matwej ignoriert ihre Worte. „Gestern, als wir aus dem Balok zurückkehrten, da lag sie immer noch, betrunken. Hat den ganzen Hausaufgang vollgepisst. Dabei dürften sie, die Tschuktschen, überhaupt nicht trinken. Sie haben keine Immunität gegen den Alkohol! Aber trotzdem trinken alle.“

„Das Volk der Tschuktschen ist ein nordisches“, sagt Matwej. „Sie hatten nie Alkohol.“

„Bis wir ihnen welchen brachten“, wirft Serafima ein.

„Nicht wir, sondern die Amerikaner“, korrigiert Matwej sie. „Tschuktschen dürfen überhaupt nicht trinken.“

„Aber sie alle trinken.“

„Ja, alle“, bestätigt Matwej. „Na, also siebzig Prozent trinken mit Sicherheit. Die Frauen trinken noch viel öfter als die Männer.“

„Erinnerst du dich an Lena?“, fragt Serafima. „Wir hatten sie auch am Ufer aufgelesen, wie Jurez. Sie war auch obdachlos. Wir brachten sie nach Hause, badeten sie. Ich habe sie schlafen gelegt. Und hörte dann die ganze Nacht – scharr, scharr. In der Zeit hatten wir mit Matwej Maische angesetzt. Und die hat sie in der Nacht komplett ausgeschlürft! Und fragt noch: ›Was sind denn das da für Beeren?‹ Matwej hatte nämlich Rosinen mit reingetan.“

„Man muss einfach eine Weile hier leben, um zu sehen, wie sehr auf Tschukotka getrunken wird“, sagt Serafima. „In Kantschala trinken sie auch. Schrecklich trinken sie da.“

„Die Tschuktschen sterben aus“, sagt Matwej. „Also, wir Russen saufen und haben aber ein Gespür für Maß – wenn man nicht mehr trinken kann. Aber die Tschuktschen spüren das nicht. Wenn Jurez trinkt, dann läuft er ein paar Tage lang betrunken herum. In Kantschala trinken um die fünfzig Prozent. Ich bin ja immer bei den Brigaden der Rentierzüchter in der Tundra

unterwegs. In deren Siedlungen geht das so: Die eine Hälfte legt sich ins Zeug und trinkt ein halbes Jahr nicht, sondern arbeitet in der Brigade. Die andere Hälfte säuft. Nach einem halben Jahr verliert das Präparat seine Wirkung, dann beginnt die erste Hälfte mit dem Saufen, und die andere Hälfte kniet sich rein und arbeitet. Die Russen trinken auch, aber verfallen nicht dem Suff. Und die Tschuktschen wird es bald nicht mehr geben. Ach was, Marina, schau mich doch nicht so an… Das ist die Wahrheit. Das – ist die Wahrheit."

„Das ist die Wahrheit", wiederholt Serafima.

Das Boot rast auf seinen Gummikissen über den Anadyr, immer nahe am Ufer entlang, das fein säuberlich mit blankem, trockenen grauen Geröll gesäumt ist. Das andere Ufer kann man nicht sehen – der Fluss ist hier acht Kilometer breit und es scheint, dass das »Kissen« über die Glätte eines uferlosen Sees gleitet. Ein Sonnenstrahl sticht wie ein angespitzter Stock durch die offene Luke. Serafima schläft ein, ohne von ihrem Eimer abzulassen, und erwacht erst nach einer Stunde schweigsamer Fahrt entlang des menschenleeren Ufers, hinter dem sich die blasse Tundra erstreckt.

„Ich gehe in die Pilze", sagt Serafima und erhebt sich.

„Gehen Sie nicht zu weit rein", sagt Matwej, als er vom Steuer ablässt. „Kann sein, dass der Bär sich mit Beeren vollgefressen hat und dort in den Büschen herumliegt."

Serafima misst Matwej mit einem auf Bärenart schweren Blick und klettert schwerfällig aus dem »Kissen«, springt ans Ufer. Sie geht an Seen vorüber und tritt auf ein Land, das von farblosen Unebenheiten wellig ist. Die Erde ist weich und gestattet es, bis zu den Knöcheln darin zu versinken. Und doch fühlt sich das Innere der Erde in diesem Teil der Welt, der vom Nordpolarmeer und dem Stillen Ozean, der Beringsee und der Tschuktschensee umspült wird, unter den Füßen kalt, erkaltend an, so dass sie nicht dazu in der Lage ist, der Natur Farben zu verleihen. Serafima lässt sich flach auf die Buckel fallen. Ihr weißer Eimer fällt neben ihr nieder. Serafima liegt da und schaut in den blassen Himmel. Unter Serafimas Händen gibt es blaue Moorbeeren, rote Heidelbeeren, schwarze Krähenbeeren, gelbes und grünes Moos. Und wenn man genau hinsieht, ist die Erde der Tundra nicht blass, nicht arm und nicht karg. Wenn man genau hinsieht, dann sieht man, dass es eine liebende Erde ist: Irgendwie hat sie es schließlich geschafft, aus dem Permafrost heraus diese kalten Säfte zu sammeln, um Mensch, Himmel und Vögel damit zu erfreuen.

„Ich will auf die Krim", spricht Serafima. „Ich habe es satt, hier zu frieren. Meine Eltern haben mich, als ich ein Kind war, aus Simferopol fortgebracht. Sie kamen hierher, auf der Suche nach dem langen Rubel… Und hier sind sie auch geblieben."

Das russische Gesetz

Vom Anadyr steuert das »Kissen« auf das Flüsschen Kantschalan, und Matwej wird schwermütig – beim Übergang in den anderen Fluss hat er aus der angebrochenen Wodkaflasche getrunken, und nun liegt diese leer zu seinen Füßen herum.

„Frage dort mal, ob bei denen der Laden heute geöffnet hat", bittet er mich, als wir in der Siedlung Kantschalan anlegen und er dabei den Bauch des »Kissens« sanft auf dem schwarzen,

hie und da von zartgrünen Riedbuckeln unterbrochenen Dreck des Ufers aufsitzen lässt.

Zu beiden Seiten stehen geländegängige Fahrzeuge auf Ketten, die an Panzerfahrzeuge erinnern. Es heißt, in diese Siedlung werden Moskauer Abgeordnete und Beamte gebracht, wo man ihnen die kleinen Einzelhäuser demonstriert, die man hier unter Abramowitsch anstelle der Baracken errichtet hat, um ihnen so weiszumachen, dass alle tschuktschischen Dörfer florieren und so ähnlich aussehen wie Kantschalan. Endlich kommt ein Mann um die Straßenbiegung gelaufen.

„Entschuldigen Sie, hat der Laden geöffnet?“, frage ich ihn.

„Nun schon nicht mehr“, antwortet er. „Brot werden Sie heute keins mehr kaufen können. Aber Wodka könnte man auftreiben. Ich lebe erst seit einem halben Jahr hier“, erzählt er mir, und nicht zum ersten Mal überkommt mich das Gefühl: Die Menschen erzählen so schnell und so bereitwillig über sich selbst, als gebe ihnen die Luft auf Tschukotka den Willen ein, offen und redselig zu sein. „Ich komme vom Altai“, fährt der Mann fort. „Meine Familie habe ich vor kurzem hergebracht. Ich arbeite hier als Tierarzt. Die Rentierzüchter sind jetzt in die Tundra gegangen, und ich bin mit den Schweinen hier geblieben.“

„Sind Sie eigentlich glücklich?“, frage ich ihn.

„Ich weiß nicht…“ – er bleibt bei den Holzwegen stehen, die in der Siedlung mal nach hier, mal nach da verlaufen und unter denen die Heizleitungen verborgen sind. „Glauben Sie, ich könne nicht glücklich sein, wenn ich an einem solchen Ort lebe?“

„Doch, können Sie. Aber Sie können genauso gut auch sehr unglücklich sein. Das hängt davon ab, was Sie dazu veranlasst hat, vom Altai hierher zu ziehen.“

„Ich habe als Fernfahrer gearbeitet“, sagt er und schaut mir mit ernstem Blick in die Augen. „Iwan heiße ich. Aber davor habe ich als Tierarzt gearbeitet. Wissen Sie, was ich im Altai in meinem Beruf verdient habe? Neun siebenhundert! Glauben Sie, man könne von diesem Geld seine Familie ernähren? Also habe ich gekündigt und dann als Fahrer gearbeitet, fuhr die ganze Zeit, fast ohne je vom Steuer zu lassen. Bis zu dreißig Tausend Kilometer gerollt. Und verdient habe ich genau so viel, wie ich hier verdiene, wenn ich in meinem Beruf arbeite. Erst ging ich nach Pewek, habe mich mal mit den Umständen dort bekannt gemacht und begriffen: Meine Familie bringe ich nicht hierher. Aber das Leben hier ist nicht schwierig. Nur die Bären kommen ab und an vorbei und fügen dem Bestand großen Schaden zu. Sie vernichten die Jungtiere.“ „Und wenn Sie sich Geld zusammengespart haben, ziehen Sie wieder weg?”

„Vielleicht. Aber vielleicht entwickelt sich bei mir auch die für hier typische Krankheit. Es ist eine unheilbare seelische Krankheit – der Norden würde mich absorbieren, und ich werde ohne ihn nicht mehr können. Ich lese alle Nachrichten, ich bin im Bilde darüber, was im Land passiert. Bei euch da in Moskau gibt es irgendwelche Wirren. Ich sehe darin überhaupt keinen Sinn, denn jeder bei euch in Moskau kämpft nur für sich allein. Wir kümmern die herzlich wenig. Einen solchen Menschen aber, der das Volk hinter sich vereinen könnte, den gibt es noch nicht. Was ich von Nawalnyj halte? Ich halte von ihm weniger als gar nichts. Wer ist das überhaupt und aus welchem heiteren Himmel ist der denn plötzlich auf uns herabgefallen? Die Jugend, die fabuliert jetzt von Nawalnyj. Bei denen geht es nur um Nawalnyj und Sobtschak… Für uns aber, für die, die arbeiten, gibt es derzeit wahrscheinlich niemand anderen als nur Putin. Obwohl er für sein Land in den achtzehn Jahren viel zu wenig getan hat. Er hat nur die Außenpolitik auf

Vordermann gebracht. Doch was geht im Land selbst vonstatten? Alle wollen sie in Moskau sitzen. Euer Moskau ist schon wie ein eigener Staat. Meckert bloß nicht herum, dass es euch dort in Moskau schlecht geht! Versucht mal, mit euch selbst zu beginnen – ändert eure Lebenseinstellung."

„Was meinen Sie denn damit?"

„Ich meine damit, dass mir mein Leben nicht gefallen hat – ich habe also meine Lebenseinstellung ein klein wenig überdacht und kam hierher, um hier Geld zu verdienen. Der Laden ist da drüben. Dort gibt es noch eine Kirche. Und ein Denkmal, ein Denkmal für die Rentiere. In die Kirche werden Sie nicht hineinkommen, die ist geschlossen. Sie ist hier immer geschlossen. Aber Wodka werden Sie vielleicht noch kaufen können – von Privatleuten."

„Der Laden ist geschlossen!" – ein gedrungener Mann mit weißer Schiebermütze kommt um die Wegbiegung geflogen. „Journalistin? Sehr gut! Ich wollte schon längst einmal einen Journalisten sprechen. Ich bin Burjate, Buddhist. Meine Frau kommt aus Makejewka. Wir leben hier seit dreiundsiebzig. Arkadij Makuschkin heiße ich. Habe als Leiter der Ortsverwaltung gearbeitet. Das staatliche Veterinärinstitut Omsk abgeschlossen. Die Moskauer Akademie für Veterinärmedizin, auch die abgeschlossen. Und das Technikum in Irkutsk. Seither bin ich in der Tundra – ich behandele die Rentiere. Ich habe auch bei Frauen schon Geburtshilfe geleistet, keine Sorge. Ein Veterinär in der Tundra muss ein Alleskönner sein! Sie als Journalistin aber, erklären Sie mir doch bitte – das wollte ich schon lange einmal fragen – auf wen sind denn eigentlich diese eure dümmlichen politischen Talkshows gemünzt? Sind die nur für Dumpfbacken?"

„Das Schlüsselwort hier ist »Show«", wirft Iwan ein.

„Vor kurzem ist doch Kolokolzew hier gewesen. Ich habe mit ihm zusammengesessen und mit ihm gesprochen. Über Waffen habe ich mit ihm gesprochen. In unserer Brigade gibt es einfach keine Waffen! Sie wissen ja bestimmt, dass die Völker des Nordens gegenüber dem Alkoholismus anfällig sind. Ich selbst trinke schon seit fünfundzwanzig Jahren nicht mehr. Aber die weiteste Brigade steht, von hier aus gesehen, hundertachtzig Kilometer entfernt! Eine Brigade von Rentierzüchtern! Und in jeder Brigade muss es Waffen zum Schutz der Herde vor Bären, Wölfen und Vielfraßen geben. Ich kann Ihnen ja mal erzählen, dass wir in den Siebzigern dreißig Rentierzüchterbrigaden hatten, und jetzt nur acht. Und für diese acht Brigaden gibt es einen Karabiner. Finden Sie das nicht witzig? Ich auch nicht. Womit soll ich die Herde schützen? Wissen Sie, warum ich das nicht witzig finde?! Weil man in Moskau ein Gesetz verabschiedet hat: Wer schon einmal wegen Trunksucht in Behandlung war, dem darf man keine Waffe geben."

„Und was soll ich denn tun? Denn ich zwinge sie ja dazu: ›Wenn ihr arbeiten wollte, dann fahrt und lasst euch wegen eurer Trunksucht behandeln!‹ Inzwischen haben alle in den Brigaden Bescheinigungen. Und sie bekommen keine Waffen mehr. Ich sage Kolokolzew so: ›Hör mal, warum zum Henker denken sich die Moskauer für mich, der ich auf Tschukotka bin, Gesetze aus? Irgendwelche Sängerinnen sitzen da in der Staatsduma, Schauspielerinnen, Turnerinnen… Gibt es auch nur einen Rentierzüchter?! Nein? Was soll ich denn da tun? Kündigen? Ich kann nicht Direktor der Brigaden sein, wenn es nur einen Karabiner gibt. Der Arbeitsgesetzgebung nach bin ich verpflichtet, den Leuten Karabiner auszuhändigen!"

„Und woher soll ich dir bitteschön Leute ohne diese Bescheinigungen hernehmen, wenn sie doch alle trinken?! Du, als Journalistin, sage mir doch bitte – die fünfte Brigade wurde im Frühjahr mit einem Mal von fünf Bären heimgesucht! Fünf! Wir haben sie mit Stöcken verscheucht. Haben Plastiktüten auf den Stöcken befestigt und sie damit in die Schnauzen gestoßen. Und Kolokolzew sagt mir: ›Damit befassen wir uns nicht‹. Und die Rosgwardija, weißt du, was die mir gesagt haben? ›Besprühen Sie den Bären aus einer Pfefferspraydose‹. Ich sagte denen so: ›Dummköpfe seid ihr, jok! Habt ihr jemals einen Bären, wenigstens aus solcher Nähe, wie von diesem bis zu diesem Haus, gesehen?!‹ In den fünfundvierzig Jahren hatte ich es einige Male mit Bären aus nächster Nähe zu tun. Aber ich war ja immer mit Karabiner unterwegs."

„In den Achtzigern habe ich mal einen Bären erlegt, und der alte Tschuktsche hat da sehr mit mir geschimpft: ›Schieß nicht! Du hast diesen Sommer schon drei getötet. Man darf die nicht töten! Steh da und warte, bis er weggeht‹. Die alten Tschuktschen haben es überhaupt verboten zu töten, wenn es nicht unbedingt sein muss. Einmal, noch zu Sowjetzeiten, habe ich mal fünfundzwanzig Äschen für die Brigade aus zwölf Mann gefangen – da kam der Alte und nahm mir die Hälfte weg. Und sagte: ›Du hast der Natur Überzähliges weggenommen‹. Die sind so, dass sie eine Raupe, die zum Lagerfeuer hin kriecht, nehmen und woanders hin schieben. Später hat der Alte sich an Fliegenpilzen überfressen, lief blau an und starb."

„Jetzt, ja, jetzt kommen fremde Ökologen zu uns und erzählen uns, wie man die Natur zu bewahren habe. Die Tschuktschen wussten das alles noch lange bevor es diese eure Ökologen gegeben hat… Nun ja, ich habe Bären getötet! Warum schimpfen Sie da? Sind Sie auch Ökologe? Dich will ich mal sehen, wenn der Bär sich vor dir auf seine Hinterläufe aufrichtet. Ich bin in der Taiga geboren, in Burjatien. Als sich das erste Mal ein Bär vor mir so aufbaute, dachte ich: Wo finde ich jetzt schnell einen Baum, auf den ich, wie in der Taiga, schnell klettern könnte? Auf Tschukotka gibt es aber keine Bäume. Das können Sie da in Ihrem Moskau mal ausrichten – die sollen solche Gesetze verabschieden, dass danach nicht nur Moskau leben kann. Wenn du Abgeordneter sein willst, komm erst hierher, arbeite hier ein wenig, lerne das Land kennen. Die Menschen hier sind ganz anders – selbst, wenn sie aus Moskau kommen, ändern sie sich. Wenn du einmal ohne ein Stück Brot im Schneesturm festgesteckt hast, dann wirst du eine ganz andere Lebenseinstellung bekommen. Die Leute hier teilen alles, was sie haben. Nun denken Sie bloß nicht, ich sei ein Dörfler. Ich habe Europa bereist. Nun reise ich durch Asien, die sagen, ich sehe denen ähnlich, erkennen mich als einen der ihren an – lieben mich geradezu abgöttisch. Aber ich, Arkadij Makuschkin, bin kein Chinese, ich bin ein russischer Mann. Schreiben Sie das auch so auf!"

„Wissen Sie, worum es mir leid tut? Dass die hiesige Jugend schon keinen blassen Schimmer mehr hat. Zu Sowjetzeiten gab es in jeder Brigade fünfzehn Kinder. Nun aber sind es auf acht Brigaden fünfzehn Kinder. Einmal haben sie die älteren unter den Burschen nach dem Unterricht geschickt, damit sie helfen, die trächtigen Tiere von der Herde zu trennen. Und die machen was? Treten sie mit Füßen, schieben sie. Ich sage: ›Jok! Was macht ihr denn? Die sind doch hochschwanger, kurz vor der Entbindung! Sie sind trächtig – jok! Habt ihr keinen Respekt vor den Schwangeren?!‹ Ich habe einem damals fast die Beine abgeschlagen dafür, dass er nach den Tieren trat. Ja, so einer bin ich! Ich wundere mich überhaupt über diese Einheitlichen Abschlussprüfungen! Ich bin mal in die Schule gekommen zum Biologieunterricht – ich habe

keine Chance, nach diesen neuen Regeln die Prüfung zu bestehen! Ich, als Tierarzt! Und Medwedew, Sie denken wohl, der hat uns hier noch nie besucht? Doch, hat er. Ich stand da und sprach mit ihm, gerade so, wie ich jetzt mit Ihnen spreche. Und ich sage ihm – das war noch zweitausendacht: ›Dmitrij Anatoljewitsch, bei uns im Autonomen Kreis der Tschuktschen gibt es keine Eisenbahn. Nur Flugzeuge und Schiffe haben wir. Deshalb muss die Lieferung von Lebensmitteln nach Tschukotka auch so laufen wie zu Sowjetzeiten – und zwar für ein halbes Jahr im Voraus. Sie aber machen es so: Heute bringen Sie was her, und heute essen wir das auch auf. Morgen aber gibt es keine Lebensmittellieferungen, also müssen die Kinder trockene Kartoffeln essen. Es müsste aber so sein: Zucker, Mehl – auf Vorrat für anderthalb Jahre! Soll es doch auf Lager liegen. Wen stört es da? Mich stört es nicht‹. Er hat versprochen, sich darum zu kümmern. Wir warten drauf."

Mein Gesprächspartner begleitet mich zum Laden. Der Laden hat geschlossen. Unterwegs zurück zum »Kissen« sagt Makuschkin:

„Mein Vater führte mich einmal in die Taiga und sagte: ›Suche dir einen hohen Baum aus. Umarme ihn, hebe deinen Blick Richtung Himmel, dann wirst du es verstehen‹. Ich habe es so gemacht, und es war, als würde aus meinem Kopf ein Baum direkt bis zum Kosmos ragen. Da wissen Sie mal, was ein Baum ist. Und fällen darf man ihn nur im Winter, wenn in ihm die Säfte erstarrt sind und es ihm nicht weh tut. Und damit er auf Schnee fällt, nicht auf das Unterholz. Nun aber brennt ja ganz Sibirien. Die Bäume tun einem leid. Ob ich wohl einfach mal in die Staatsduma komme und dort alle mit wüsten Flüchen bedenke?"

Als Matwej hört, dass der Laden geschlossen hat, springt er ans Ufer, holt sein Telefon aus der Tasche und telefoniert mit irgendwem. Nach fünf Minuten gespannten Wartens kommen zwei Motorräder ans Ufer gefahren.

„Wie jetzt, alles ist geschlossen?", fragt Matwej. „Wie?!"

Er schießt auf einem der Motorräder davon, nachdem er sich hinter einem der beiden Fahrer festgekrallt hat. Eine halbe Stunde später kehrt er auf einem großen, polternden Lastwagen zurück. Die erste Flasche Wodka bricht Matwej gemeinsam mit dessen Fahrer – einem russischen Mann mit großen Händen – und mit Serafima an. Erst danach macht sich das »Kissen« auf den Rückweg nach Anadyr.

Russen und Amerikaner

Der rosafarbene Sonnenuntergang berührt sanft das milchige Wasser der Meerenge. Von der Anhöhe aus, auf der das Balok von Matwej und Serafima steht, sieht man, wie die Möwen schwerfällig über dem Wasser fliegen. Wie der Weißwal seinen weißen Rücken zeigt. Und das Herz des Betrachters macht einen Sprung und dreht sich mit dem Weißwal – der sich an der Wasseroberfläche zeigt und wieder verschwindet. Von hier aus kann man sehen, wie eine Ringelrobbe auf dem Rücken schwimmt und dabei ihren neugierigen Kopf aus den Wellen herausstreckt. Und wie die Möwen sich in Ufernähe auf das Wasser niederlassen und in weißen Ringelreihen darüberziehen.

Jurez begibt sich hinunter zum Boot. Stößt vom Ufer ab. Die Netze sind leer – es gibt keinen

Fisch. Nachdem er wieder zurückgekehrt ist, setzt er sich zu Tisch. Im Balok prasselt ein Ofen, und Jurez sagt: „Hier ist's warm wie auf der Krim". Serafima kredenzt gefrorene Maräne, eine Suppe mit Wildgans, mild gesalzenen Hundslachs und hausgemachte Nudeln aus einer riesigen, schweren Pfanne. Jurez greift nach dem Wodka.

„Geh nur nicht betrunken das Netz kontrollieren", sagt ihm Matwej.

„Ich bin nüchtern", antwortet Jurez.

„Jurez, du besitzt keine Immunität gegenüber dem Alkohol" – Matwej kippt sich ein Glas hinter die Binde. „Wir trinken und werden nicht betrunken. Du aber bist dann zwei Tage lang betrunken."

„Erstens" – Jurez gießt sich ein – „wir Tschuktschen haben den Wodka nie gekannt."

„Bis wir ihn euch gebracht haben", wirft Serafima ein.

„Ihr nicht!", entrüstet sich Jurez mit seinem Bass. „Die Amerikaner!"

„Ha, ha, ha!" – Matwej muss lachen. „Ich finde es witzig, wenn sich unsere Beamten im Fernsehen hinstellen und sagen: ›In Tschukotka fehlt es an Rentierzüchtern! Man muss den Leuten dringend die Rentierzucht beibringen!‹ Und ich denke mir: Alter Schwede, da sitzen sie doch, die ganzen Rentierzüchter, in der »Raduga« (Geschäft im Zentrum von Anadyr – »RR«). Holt die doch einfach dort weg, setzt sie in einen Hubschrauber und werft sie in der Tundra ab – dort gibt es keinen Alkohol, da können sie nichts machen und werden arbeiten müssen. Ich habe Ihnen ja gesagt, ich war viel in der Tundra unterwegs und habe mal irgendwo als Sicherheitsingenieur angeheuert; da gab es so einen Buchhalter, ein ehemaliger Goldschürfer. Der hatte früher seine eigene Brigade, die haben eben Gold geschürft. Und der sagte mir immer: ›Alle Tschuktschen sind Schweine‹. Ich habe mir das eine Weile lang angehört und schließlich gesagt: ›Und die Russen, wenn die sich betrinken, sind wohl keine Schweine?‹". Matwej gießt sich wieder ein. „Jedes Volk hat seine Schweine! Und es kommt vor, da kommt man in die Tundra in seine Brigade, betritt eine Jaranga. Und da sitzt eine ganz und gar reinliche Tschuktschen-Omi, und alles bei ihr ist blitzblank – der Emaillebecher und der Topf… Und eine Pilzsuppe hat sie da in diesem Topf. Warum sollten denn alle Tschuktschen Schweine sein? Die Russen, das sind Schweine. Wir haben ihnen den Wodka gebracht, und unsretwegen sterben sie nun aus."

„Der Amerikaner wegen!", ruft Jurez.

„Und wie kommt es, dass die Jugend in den Dörfern dem Suff verfällt?", sagt Matwej. „Die haben nichts zu tun, es gibt keine Arbeit. Und so ist es in ganz Russland."

„Und mir tun die Tschuktschen nicht leid", sagt Jurez, der schnell und deutlich erkennbar betrunken wird, so dass sich sein Gesichtsausdruck verändert.

„Jurez! Wo ist Lera?!", fragt Serafima. „Wozu hast du sie fortgejagt? Es ist ja schon kalt. Bestimmt wühlt sie wieder in den Müllkippen herum. Die kann einem leidtun!"

„Wo ist Lera!", ruft Jurez aggressiv. „Woher soll ich wissen, wo Lera ist! Sie saugt den Fischen die Augen aus! Arbeiten will sie nicht! Alles muss ich allein machen – Geschirr waschen, das Netz aufstellen!"

Jurez wirft sich zurück und fällt rücklings… Mit dem Kopf trifft er die Pfanne, und der Balok wird von einem schrecklichen, tödlich klingenden Krachen durchzogen. Serafima und Matwej werden blass und bleiben regungslos am Tisch sitzen und starren sich lautlos über den Teller mit der auftauenden Maräne an. Man kann den Stromgenerator und die kalte Brandung der Meerenge hören. Niemand entschließt sich dazu, nach unten, auf den gespaltenen Kopf von Jurez zu schauen.

Jurez erhebt sich und setzt sich auf die Bank. Seine Lider sind halb geschlossen, und auf seinem Gesicht tritt der Ausdruck hervor, der Ada in ihrer Kindheit Schrecken eingejagt hat.

„Serafima, nimm mich mit auf die Krim“, sagt Jurez.

„Warum sollte ich dich nicht mitnehmen?“, antwortet Serafima. „Verdiene dir was, und ich bringe dir bei, wie man auf der Krim Krebse fängt.“

Quelle: »Русский репортер« Nr. 17-18 (483)

Versuchungen mit Sorbet

19.11.2018 · Übersetzungen · Marina Achmedowa

Am 18. August dieses Jahres zelebrierte Erzpriester Pjotr Dynnikow, der Vorsteher der Kirche des hl. Propheten Elias in Lemeschowo, das im Bezirk Podolsk nahe Moskau liegt, eine Fürbitte für die Bewahrung der Schöpfung Gottes. Vater Pjotr liebt Tiere, er hütet 47 Katzen und 53 Hunde, und auf der Internetseite der Kirche gibt es eine Unterseite von Tierschützern. Es gibt Leute, die echauffieren sich über das Video mit dem Kater Sorbet in der Kirche – solche sagen: Soll er doch lieber Menschen das Heil ermöglichen. Andere erwidern: Wer Tiere liebt, der wird auch Menschen erretten. Vater Pjotr selbst indes meint, dass er selbst unrecht hatte.

»Versuchungen mit Sorbet« ist eine Reportage von Marina Achmedowa und wurde in der russischen Zeitschrift »Русскиӥ репортер« veröffentlicht.

Sorbet auf dem Lesepult

Antonina malt an der Staffelei. Sorbet liegt auf dem Fensterbrett. Der Heilige wird gelblich und streng. In einer Hand hält er eine Kirche mit zwei Kuppeln. Wie sehr Sorbet auch blinzelt, wie oft er auch dem Heiligen mit seinem gelben Auge, in das ein Sonnenstrahl gespiegelt wird, zuzwinkert: der Heilige behält seinen strengen Blick.

Vater Pjotr Dynnikow betet vor der Ikone des heiligen Bischofs Luka. Luka ist sein Lieblingsheiliger. Er war Arzt, praktizierender Chirurg, und sein weltlicher Name war Walentin Felixowitsch Woino-Jassenezki. In seinem Werk »Geist, Seele und Körper« berührt Erzbischof Luka Fragen nach einem Bewusstsein bei Katzen und Hunden. Er schrieb direkt: Katzen und Hunde haben Emotionen. Sie verstehen den Unterschied zwischen der Liebe und der Lieblosigkeit der Menschen. Durch diese Äußerung rief Luka, Preisträger des Stalinpreises im Bereich der septischen Chirurgie, Kritik hervor.

Der heilige Märtyrer-Priester Alexander Agafonnikow wurde am 14. September 1937 verhaftet, und aus dem Häuschen, das bei dieser Kirche liegt, ins Gefängnis nach Serpuchow gebracht. Am folgenden Tag wurde Vater Alexander verhört. Am 14. Oktober des gleichen Jahres wurde er auf einem Pferdewagen zum Butowo-Poligon geschafft, erschossen und in einem Massengrab beerdigt. Er war vier Jahre jünger als Luka Woino-Jassenezki. Sorbet springt vom Fensterbrett herunter und zwischen Luka und Alexander hindurch. Er reibt sich an den Beinen von Vater Pjotr Dynnikow. Umgeht die Vase mit den großen Rosen, die im Zenit ihrer Schönheit geschnitten worden waren. Als wollte er zeigen: So sehr, auf Tuchfühlung kann ich die Vase umkreisen, ohne sie um auch nur einen Millimeter zu verrücken.

„Nichts als Versuchungen kommen von dir, Sorbet", wirft ihm Vater Pjotr hin.

Der Priester begibt sich zum Ausgang der Kirche. Sorbet läuft ihm hinterher. Unter der Heizung kommt September hervor gesprungen. Von unter der Bank hervor huscht Kutusow. Den Kirchhof betritt Vater Pjotr in Begleitung von Katzen. Insgesamt hat er siebenundvierzig Kater und Katzen. Und dreiundfünfzig Hunde.

Am 18. August dieses Jahres zelebrierte Vater Pjotr eine Fürbitte für die Bewahrung der Schöpfung Gottes. „Wir beten für die Menschen, die durch ihre Barmherzigkeit dazu bereit sind, ihre Liebe mit den unglückseligen Hunden und Katzen zu teilen, welche ohne ein Heim geblieben sind", wandte er sich an die versammelten Journalisten. Die Gläubigen kamen an diesem Tag mit ihren Katern und Katzen in die Kirche. Und alles wäre glatt gegangen, gut und sogar ordentlich, wenn da nicht Sorbet gewesen wäre. Bilder davon, wie Sorbet auf dem Lesepult schläft, machten alsbald im Internet die Runde.

Vater Pjotr wendet sich in Richtung Fluss. Im Herbst rücken auf der anderen Seite jedes Jahr Myriaden von Mäusen und, Gott bewahre, Ratten über das Feld heran. In wahren Heerscharen kommen sie bis an die Kirche. Als die Kirche gerade erst wieder neu aufgebaut wurde und es noch keine Katzen gab, herrschten hier die Nager. Eine Maus aber, oder – der Herr bewahre! – eine Ratte auf dem Altartisch, welch eine Schande wäre das denn! Aber dann kamen die Katzen. Wo nun die nächtlichen Kämpfe zwischen ihnen und den Ratten stattfanden, das ist nicht bekannt. Vielleicht auf dem Lesepult. Vielleicht aber auch direkt auf dem Rüsttisch. Oder aber, Herr vergib!, auch auf dem Altartisch!

Wäre Sorbet ein Esel oder ein Pferd, dann wäre Vater Pjotr mit den Gläubigen einverstanden. Entsprechend der achtundsiebzigsten Regel aus dem Regelwerk des Pferdefuhrwerksverkehrs dürfen weder Esel noch Pferd eine Kirche betreten. Aber Sorbet ist ja lediglich ein Kater.

Der schwarze Welpe

Die Katzen tippeln dem Priester hinterher, als dieser an den kleinen Lebensbäumen und Tannen vorübergeht. Einst war die ganze Fläche hier ringsherum ein Friedhof, überall standen Kreuze. Die Kirche wurde im Jahr 1690 als Friedhofskirche der Fürstenfamilie Golizyn erbaut. Im Jahr 1753 begann man damit, anstelle der hölzernen Kirche eine aus Stein aufzubauen; die leibeigenen Bauern der Golizyns spendeten ihr eigenes Geld für den Bau. Aus den Dokumenten, die Vater Pjotr studiert hat, geht hervor, dass sie recht vermögend waren. Ihre Gebeine ruhen immer noch hier – unter den Lebensbäumen und Tannen. Außerdem noch die Gebeine der Mamontows und Aljabjews.

Der Priester schreitet über den weichen, von Tannennadeln bedeckten Friedhofsboden. Die Tannen hatte er hier, einer Intuition folgend, angepflanzt – immergrüne Bäume zum Gedenken an alle hier beigesetzten Christen, deren Grabkreuze von der Großen Oktoberrevolution hinweggefegt wurden. Später, im Jahr 2002, besuchte ein Nachfahr der Mamontows und Aljabjews diesen Ort und sagte: Das stimmt so, die Golizyns mochten am liebsten Nadelbäume.

Der Priester betritt das Gras – es ist noch grün, als sei Sommer. In diesem Sommer hat es das Gras bis in den November geschafft. Das Moos auf dem Grabstein der Fürstin Golizyna atmet seinen feuchten Odem. Von der anderen Seite des Zauns her hört man Hundegebell. Hörte man es nicht, dann könnten der Friedhof, die Lebensbäume, das Flurkreuz und die Birken einen ins Land des Schweigens entführen. „Wäre der Herr nicht meine Hilfe, wohnte ich schon im Lande des Schweigens" – so heißt es in Psalm 93.

Gleich wird Vater Pjotr Dynnikow sagen, dass das Paradies für ihn kein geographischer Begriff ist. Und er wird Dostojewski zitieren: „Die Tiere sind dem Paradies näher". Tiere sind schuldlos.

Tiere sind sündlos. Tiere waren mit dem Menschen im Paradies, wo es kein Blutvergießen, kein Böses und keinen Hass gab. Dem Menschen gab der Herr die Macht über das Paradies, und Adam setzte Er, so könnte man sagen, als Bischof über die Tierwelt ein. Die Tiere kannten seine Stimme, vertrauten ihm, und er gab ihnen Namen. Doch der Mensch verriet Gott und zerstörte diese Harmonie. Vergoss Blut. In der Tierwelt traten Raubtiere auf. Im Buch Genesis heißt es, dass anfangs alle sich davon ernährten, was die Erde hervorbrachte. Der Mensch wurde aus dem Paradies vertrieben. Die Welt wurde daraufhin verkehrt und feindselig. Gleich wird Vater Pjotr noch sagen, dass die Tiere, im Unterschied zum Menschen, Gott nicht verraten hätten – sie sind weiterhin Ihm und dem Menschen untertan, ganz so, wie Gott es ihnen geboten hat. Der Mensch war es, der mit seiner Aufgabe, Krone der Schöpfung zu sein, nicht klargekommen ist. Gott schuf die Tiere sich zur Freude. Er hatte für sie kein Leid im Sinn. Wozu sollte Er diese Welt schaffen, wenn so viel Leid darin ist?

Dort, auf der anderen Seite des Flusses, lebte der Priester Nikolaj, ein Bruder von Alexander Agafonnikow. Erstmals wurde Vater Alexander im Januar 1927 festgenommen. Der Ermittler schrieb als Tatvorwurf: „Nach der Festnahme von Bischof Flavian leitete er illegal die Diözesanverwaltung in Kotelnitschi, für die er Geldmittel sammelte und diese an einen Hilfsfonds für in der Verbannung befindliche antisowjetische Elemente leitete. Um sich herum gruppierte er den Schwarzen Hundertschaften nahestehende, reaktionäre Elemente, aus denen er einen illegalen Schwesternzirkel bilden wollte, der sich die Unterstützung antisowjetischer Aktivitäten zum Ziel setzte".

Beim Verhör gab Vater Alexander zu Protokoll: „Ein halbes Jahr war seit der Abreise von Bischof Flavian (in die Verbannung – »RR«) vergangen, als ich einen Brief von ihm empfing, in dem er seine prekäre materielle Situation schilderte. Aus Pflichtgefühl und Anteilnahme an seinem Schicksal sandte ich ihm fünfzig Rubel, und später, als ich seine feste Adresse in Erfahrung brachte, sandte ich ihm monatlich jeweils fünfzig Rubel. Ich bin der Meinung, dass die Geldmittel, die für den Bedarf der Diözese gesammelt wurden, Bischof Flavian vollständig zur Verfügung haben muss, denn einen anderen Bischof haben wir nicht."

Am zehnten März des gleichen Jahres schloss der Bevollmächtigte der geheimen Unterabteilung der 6. Abteilung der OGPU die Causa des Priesters Alexander Agafonnikow ab und beschrieb diesen als einen „besonders aktiven antisowjetischen Kirchenmann der Stadt Kotelnitschi, der zur Zeit der Kronstädter Meuterei unter den Kirchenleuten für ein Ende der sowjetischen Staatsgewalt agitierte". Neunzehnhundertdreißig kehrte Vater Alexander aus der Verbannung in Wjatka zurück und nahm bald die Einladung seines Bruders an, hierher überzusiedeln, an die Kirche des heiligen Propheten Elias im Dorf Lemeschowo des Bezirks Podolsk. Er ging oftmals vor die Tür seines Häuschens, das direkt am Friedhof stand, und spielte Akkordeon – für die Bauern, damit diese wenigstens einen Augenblick lang etwas Freude verspüren konnten.

Vater Alexander war Geiger. In der Tasche hat Vater Pjotr Dynnikow ein Telefon, im Telefon ist ein Foto gespeichert, das den jungen Agafonnikow zeigt, im Frack und einer Stradivari-Geige in der Hand. Diese ist später bei einem Brand zerstört worden. Vater Nikolaj Agafonnikow aber, der auf der anderen Seite des Flusses lebte, wurde zusammen mit seinem Bruder auf dem Butowo-Poligon des NKWD erschossen. Und mit diesen beiden noch der dritte Bruder, der Priester Wasilij.

Einmal kam Vater Pjotr aus der Kirche und begab sich in dieser Richtung auf einen Spaziergang, zusammen mit seinem Gehilfen Konstantin. Von weitem sah er, wie ein paar halbwüchsige Mädchen am Flussufer etwas seltsames zu tun schienen. Er schaute genauer hin und sah, wie ein kleiner, schwarzer Welpe verzweifelt versuchte, aus dem kalten Wasser des Flusses herauszuklettern. Die Mädchen aber stießen ihn mit ihren Füßen immer wieder zurück ins Wasser. Der Priester und sein Gehilfe liefen hinunter und sprangen mit Anlauf ins Wasser. Den Welpen haben sie gerettet. Die Mädchen aber liefen fort. Sie haben wohl einen Schreck bekommen. Wovor? Vielleicht schämten sie sich plötzlich. Oder fürchteten sie, da sie sich ja dessen bewusst waren, dass sie etwas Böses tun, dass sich das von ihnen begangene Böse in ihren Gesichtern zu lesen sein wird? Das Böse heftet sich schnell an den Menschen, Unkraut wuchert ja auch, ohne, dass man es gießt – es ist das Gute, das nur unter viel Mühe gedeiht. Beispielsweise durch Literatur, in der man über all das nachlesen kann.

Das Katzenhaus

Es gibt keinerlei Nutzen von diesen ganzen Interviews und Reportagen – wenn die Leute von der »lebendigen Ecke« erfahren, fangen sie nur an, Tiere dort auszusetzen. Vater Pjotr gebraucht den Begriff »Tierheim« nicht. Sonst würden die Leute nur noch mehr Tiere hier absetzen. Vor einigen Tagen erst, direkt nach einem Auftritt im Fernsehen, setzte jemand hier einen Kater und eine Katze aus, mit einem Zettel, auf dem stand: „Bitte, nehmt die beiden Katzen. Der Kater ist kastriert. Die Katze ist die weiße. Sie sind sehr lieb, schlau und zärtlich. Die Besitzer sind fortgefahren und haben sie auf die Straße gejagt. Es wäre schade, sie verwahrlosen zu lassen. Der Kater heißt Pfirsich, die Katze heißt Kisa".

Vater Pjotr betritt das »Katzenhaus«, das aus Baucontainern zusammengebaut wurde. Konstantin ist schon da. Da hockt Schildik. Dort Senja. Und der Frechdachs dort ist von allein hergekommen. Er versuchte es immer und immer wieder, obwohl hier eine Menge an Hindernissen für fremde Katzen aufgebaut wurden. Er kam nicht zur Ruhe, bis er es endlich hierher geschafft hatte.

Vater Pjotr nimmt sogleich Lorka auf den Arm – eine graue Katze mit großen, von der Not gezeichneten Augen. Lorka kann einem leid tun, sie hat sich sehr gequält. Ihre Besitzer haben sie im Winter ausgesetzt, und draußen auf der Straße hat sie sich die Nieren unterkühlt. An der Jacke von Vater Pjotr bleiben Katzenhaare haften. Das Spezialfutter für Lorka kaufen Freiwillige in Moskau. Das Häuschen besitzt frei zugängliche Aus- und Eingänge durch die Fensteröffnungen, durch die man in von steinernen Kirchenmauern eingefasste Höflein gelangt.

Vater Pjotr lobt Konstantin. Als dieser mit seiner Ehefrau Antonina 1998 zu Vater Pjotr kam, da konnten beide nichts von alledem, was man in der Kirche können muss. Antonina schrieb traurige Gedichte und illustrierte diese. Vater Pjotr überredete sie dazu, es einmal mit der Ikonenmalerei zu versuchen. Sie lebten in einem Bauwagen, in dem inzwischen die Katzen wohnen. Hier wurde Konstantin auch getauft, inzwischen ist er schon der Kantor der Kirche und im Begriff, das Studium am Priesterseminar abzuschließen. Den Kater Pfirsich hat er umbenannt zu Krapfen.

Vater Pjotr betritt das nächste Katzenhaus, wo er der Reihe nach Kater und Katzen auf den Arm nimmt und streichelt. Die »lebendige Ecke« besucht er jeden Tag. Lorka leidet ohne Zuwendung.

Auch Liputschka leidet. Um die drei Monate versteckte sie sich vor den Menschen, obwohl es hier nichts gibt, wo man sich verstecken könnte. Nun aber haftet sie geradezu an den Menschen. Vielleicht hat man sie ja gerade deshalb ausgesetzt, weil sie zu liebevoll war und jeden Augenblick um Zärtlichkeiten bettelte. Hirse, der schwarze Schneeball, Tscheki – Rattenfänger vom Dienst, die einäugige Waxa, das neue Katzenkind Flocke – der Priester streichelt die Katzen. Honig, »Honi«, sein Lieblingskater, aber der hat eine Beule auf dem Kopf, vermutlich Krebs, man müsste den Kater mal »zur Reparatur« bringen. Nachdem er die Katzen gestreichelt hat, begibt sich Vater Pjotr zu den Hunden. Die, welche heute keine Zärtlichkeiten abbekommen haben, besucht er unbedingt morgen.

Die »lebendige Ecke« besteht durch die privaten Mittel des Geistlichen und seiner Tochter, und der Spenden der Moskauer Freiwilligen und derjenigen Gläubigen, die direkt für die Tiere spenden.

Vater Pjotr geht den Pfad entlang zu den Hunden. Es gibt einen leichten Sprühregen. Da, ein Loch in der Jacke – es genügt, einmal durch die »lebendige Ecke« durchzugehen, da geht man schon seiner Kleidung verlustig. Der Herr gab dem Menschen die Liebe zur Tierwelt – das ist die persönliche Meinung von Vater Pjotr. Diese Liebe hätte in der heutigen Welt nicht verloren gehen dürfen. Sie hätte in ihr verweilen müssen. Der Mensch ist der Gebieter der Tierwelt, er ist für die Tiere das, was Gott auf Erden in der Welt der Menschen bedeutet. Er dürfte die Tiere nicht strafen. Wird Gott den Menschen ebenso strafen? Kann denn ein einfacher Priester es wagen, sich an die Stelle Gottes zu stellen?

Bischof Flavian, dessen rechte Hand Vater Agafonnikow gewesen ist, wurde im Jahre 1925 festgenommen und in die Verbannung geschickt. Zu dieser Zeit verschärfte sich in Kotelnitschi die Auseinandersetzung zwischen Orthodoxen und denen, die eine Erneuerung der Kirche forderten, und der OGPU verfolgte diese Auseinandersetzung genauestens. Er beobachtete besonders die, welche der Erneuerung besonders aktiv entgegentraten. Besonders Vater Alexander Agafonnikow. Vor seiner Verhaftung konnte Bischof Flavian Agafonnikow noch zuwerfen: „Man muss am Althergebrachten festhalten. Standhaft sein. Verfolgungen nicht fürchten!". Vater Alexander, der diese Unterweisung vernommen hatte, zelebrierte Fürbitten, bei denen er den für den Glauben Not Leidenden, einschließlich Bischof Flavian, das »Auf viele Jahre« proklamierte. Antonina hat inzwischen bereits fünf Ikonen mit der Darstellung des Vater Alexander vollendet.

Die Hunde beginnen ein freudiges Gebell, als sie das Nahen des Priesters spüren. Vater Pjotr dreht sich um und sagt, dass die Liebe die einzige Sprache der Welt ist, die alle verstehen. Gott ist die Liebe. Die Liebe ist Gott. Der, welcher in der Liebe verweilt, verweilt in Gott. So steht es bei Johannes dem Theologen geschrieben. Die Liebe spüren auch die Katzen und Hunde. Pferde und Esel. Jede Kreatur. Stellen Sie sich doch die Situation vor, als der heilige Serafim von Sarow mit dem Bären kommunizierte! Er fütterte ihn. Das wilde Tier kam zu dem einsamen Menschen. Eigentlich ist doch der Bär ein Raubtier, er hätte den Menschen zerreißen müssen. Serafim von Sarow aber teilte oft seine letzten Lebensmittel mit ihm, er wusste ja, dass es sich um ein unverständiges Tier handelt, das den Hunger nicht ertragen kann. Isaak der Syrer schrieb: Die höchste Liebe ist auch die Liebe gegenüber den Vögeln, den Schlangen, selbst zu den Dämonen. Wie aber sollte man die Dämonen lieben können? Isaak der Syrer verweilte in einem Zustand,

aus dem heraus er wusste, wie das geht. Lieben Sie Tiere? Wofür eigentlich? Genau – das können Sie nämlich nicht sagen. Der Zustand der Liebe ist durch nichts zu erklären. Soll doch auch nur ein einziger Mensch dem Vater Pjotr erklären, wofür er einen anderen Menschen liebt! Für dieses, für jenes? Nein, denn das wäre ja keine Liebe, sondern ein utilitaristisches Gefühl. Die Liebe aber entsteht auf unerklärliche Weise. Sie ist von Gott. Und die Atheisten glauben, dass sie für sich allein genommen existiert.

Die guten Kinder brennen vor Entsetzen

Vater Pjotr und Konstantin sitzen am Tisch. Auf der blauen Tischdecke befindet sich kalter Apfelkuchen und ein aufgeschlagenes weißes Buch, in dem ein ganzer Absatz mit gelber Farbe markiert ist.

„Ich fürchte, dass Ihre ganze Argumentation über die Liebe, über Adam, dessen Ruf die Tiere folgten, für Atheisten nicht eben überzeugend ist", sage ich.

„Warum sollte ich denn einem Atheisten meine dogmatischen Ansichten beweisen?", gibt Vater Pjotr zur Antwort. „Der Atheist bestreitet die Existenz des Paradieses, die Existenz Gottes, nur sein eigenes Sein bestreitet er nicht. Das ist sein Glaube, ich aber glaube, dass Gott ist. Darin besteht die Freiheit der Entscheidung. Denn im Unterschied zu den Tieren besitzen wir die Freiheit der Entscheidung."

„Wie haben Sie denn begriffen, dass Sie Tiere lieben?"

„Ich liebe sie seit meiner Kindheit. Mit uns in unserer Wohnung lebte ein Hund namens Dschulbars, ein abgeschriebener Diensthund, ein Schäferhund. Er diente irgendwo bei der Miliz. Meine Eltern haben ihn zu sich genommen. Auch sie liebten Tiere. Dschulbars war sehr klug. Ich bin sogar auf ihm geritten, habe das Tier damit gequält, er aber ließ es über sich ergehen, so gut er konnte. Und das, obwohl Schäferhunde Kindern gegenüber unleidlich sein können. Jedes Tier hat sein Maß an Geduld. Ein Tier kann ein Kind kränken, aber auch dem Kind muss man beibringen, dass ein Hund kein Pferd und auch kein Esel ist, es gefällt ihm nicht, wenn man auf ihm reitet. Meine Eltern haben mir erklärt, dass ein Tier kein Mensch ist, dass es seinen eigenen Gesetzen folgt und infolge seiner Entwicklung den Menschen nicht kopieren kann."

„Das heißt, sie haben keine tragischen Ereignisse mit Tieren erlebt?"

„Nein. Nur einmal, als meine Tochter mit dem Hund spazieren ging und ein erwachsener, nicht ganz zurechnungsfähiger Mensch seinen Pitbull auf unseren Hund hetzte."

„Verweilt ein Pitbull seinem Bewusstsein nach auch im Paradies?"

„Übertreiben Sie nicht. Wir sprachen ja davon, dass die Tiere dem Menschen untertan sind, sie sind nicht aus dieser Untertänigkeit herausgetreten. Wir alle sind des Paradieses verlustig gegangen, und wenn der Mensch das Paradies verloren hat, dann hat auch die Tierwelt es verloren. Die Welt ist bereits verzerrt. Ich habe Ihnen doch gesagt, dass die Tiere unmittelbar sind wie Kinder. Wenn der Mensch ihnen aber Aggression beibringt, dann sind sie auch darin dem Menschen untertan."

„Es ist einfach seltsam – Sie lieben die Tiere so sehr, haben aber keinerlei Dramen durch sie erlebt. Normalerweise lieben die Menschen Tiere so, wenn sie ihr Leid erlebt haben."

„Das habe ich erlebt. Wir sind ja auf der Straße groß geworden, und ich habe Tierquäler gesehen, die Katzen und Hunde gequält haben. Mit eigenen Augen habe ich gesehen, wie halbstarke Kinder Tiere gequält haben."

„Wie gequält?"

„Das sage ich nicht. Sie können im Internet nachschauen. Tierquälerei gab es damals öfter. Es ist ein Mythos, dass es sich erst durch das Internet verbreitet hat. Die Grausamkeit bei den Kindern gab es schon immer, und daran sind die Hormone und falsche Erziehung schuld."

„Kann denn ein Mensch, der in seiner Kindheit Tiere gequält hat, später einmal gut werden?"

„Ja, das kann er. Ich habe solche Menschen kennengelernt. Ich kenne so einen. Der hat jetzt eine Katze."

„Erinnern Sie sich daran, dass diese Leute Tiere gequält haben, wenn Sie sie jetzt anschauen?"

„Natürlich. So etwas vergisst man nicht."

„Unterhalten Sie sich mit ihnen?"

„Da verspüre ich keinen Bedarf."

„Haben Sie in Ihrer Kindheit erlebt, wie man Katzen mit einem Strick quält?"

„Auf verschiedene Weisen. Mit Stricken. Mit Händen und Füßen."

„Überwog da bei Ihnen das Mitleid oder die Furcht?"

„Das Mitleid. Aber zum näheren Herangehen hatte ich zu viel Furcht. Natürlich war das damals auch ein Mensch, der mir gigantisch erschien. Stellen Sie sich einmal Goliath vor. Ein so kleines Kind, und vor dir steht ein Erwachsener wie ein Felsen. Ich lief, um meinen Eltern davon zu erzählen, dass da ein schlechter Mensch ist, der Tiere quält."

„Was meinen Sie, warum tun Menschen das Schlechte, obwohl sie begreifen, dass es schlecht ist?"

„Ich bin der Meinung, dass alles das in der Familie anerzogen wird. Wir helfen den Kindern, wenn wir in ihnen die Liebe zu den Tieren erziehen. Später werden sie diese Liebe auf diejenigen ausweiten, die schutzlos sind und der Liebe bedürfen."

„Welchen Nutzen kann denn eine Gesellschaft aus der kindlichen Liebe zu Tieren für sich gewinnen?"

„Warum sollte man denn alles rationell und praktisch betrachten? Wenn ich einen Menschen liebe, welchen Nutzen kann ich daraus ziehen? Die Kinder werden einfach zu normalen Menschen und werden sich ihren Eltern gegenüber gut verhalten, wenn diese einmal alt sind."

„Hören Sie bei der Beichte auch, dass die Leute Tiere gekränkt haben?"

„Ja. Die Leute bereuen es. Sie geben zu, dass sie gequält und getötet haben – sowohl in der Kindheit, als auch im Erwachsenenalter. Nun reut es sie, uns die sagen: ‚Mit Schaudern erinnere ich mich daran'. Damals aber war der Mensch grausam und war der Meinung, dass das normal ist."

„So sehr fürchtet der Mensch Gott, dass er es bereut?"

„Der Mensch bereut ja nicht allein aus Gottesfurcht. Das wäre primitiv, wir leben doch aber im einundzwanzigsten Jahrhundert."

„Hören Sie bei der Beichte auch, dass jemand Kinder kränkt?"

„Ja. Es kommt vor, dass jemand sein Kind zu grausam bestraft und es danach bereut."

„Und Sie erlassen diese Sünden?"

„Den Menschen reut es doch aber. Er hat vor Gott bereut, ich stehe ja nur als Zeuge da. Ich bin ein genauso unwürdiger Mensch, aber durch die Macht, die mir von Gott gegeben wurde, spreche ich den Menschen von der Sünde los."

„Nehmen wir einmal an, es kommt ein Mensch zu Ihnen und sagt: ‚Batjuschka, ich habe einen Welpen im Fluss ertränkt. Er wollte leben, aber ich habe ihn mit den Füßen immer wieder zurück ins Wasser gestoßen. Und früher habe ich noch ein Katzenjunges mit den Pfoten an einen Baum genagelt und mit einem Strick gewürgt'. Wenn Sie das hören, schaudert es Sie da nicht vor Entsetzen?"

„Es schaudert mich."

„Und Sie sind sicher, dass Gott diese Sünde vergeben will?"

„Ja. Er ist langmütig und von großer Gnade. Es ist vorgekommen, dass der Herr die Menschheit strafte und ganze Völker vom Angesicht der Erde getilgt hat. Es ist, wie wenn ein Mensch ein Gefäß formt, es ihm nicht gefällt und er es einfach wieder einstampft, was er da geformt hat, aber aus demselben Ton formt er ein neues Gefäß. Also, damit will ich den Gedanken aus dem Evangelium ansprechen."

„Das bedeutet, wenn das Maß der Geduld voll ist, lässt Er uns fallen?"

„Der Herr unterweist auf verschiedene Weise. Aber… Der Mensch hat ja für die Tiere unerträgliche Zustände geschaffen. Die heutige Welt ist grausam. Eine Frau aus der Gemeinde erzählte mir, wie Studenten einer Berufsschule im Keller Welpen vor den Augen der Hündin umgebracht haben. Sie hat zehn oder zwölf Welpen zur Welt gebracht. Sie brachten sie qualvoll um. Die Hündin aber winselte und flehte um Hilfe. Ist das normal? Und die Studenten hatten auch noch Gefallen an ihrem eigenen Sadismus."

„Was denken Sie also, wieso brennen die einen vor Entsetzen wie Sie, wenn sie des Leids der Tiere gewahr werden, andere aber haben Gefallen daran?"

„Das ist jetzt nicht mein Gedanke, sondern ein biblischer: Gott hat alle gut geschaffen. Kinder werden als Engel geboren. Die erwachsene Welt verzerrt das Bewusstsein der kleinen Engel. Ich denke aber, dass alle Kinder Engel sind."

„Und woher wusste die Frau, was in dem Keller vor sich ging?"

„Von anderen Kindern. Diese konnten dem Schwarm der jugendlichen Verbrecher nicht Einhalt gebieten."

„Das heißt, gute Kinder sind immer Beobachter, die vor Entsetzen brennen?"

„Ja."

„Und sie rotten sich nicht zu Schwärmen zusammen?"

„Sie rotten sich nicht zusammen. Und brennen vor Entsetzen."

„Wie Sie?"

„Wie ich."

Ein neuer Himmel und eine neue Erde

„Kostja, haben dir Gemeindemitglieder irgendwann einmal Vorwürfe darüber gemacht, dass wir Katzen in der Kirche haben?", wendet sich Vater Pjotr an seinen Helfer.

„Noch nie", schüttelt Konstantin den Kopf. „Batjuschka, erinnern Sie sich noch an Antonytsch? An den Alten, der im Auftrag aller Dorfbewohner die Katzenjungen ersäufte? Das war doch früher eine ganz normale Sache. Also die können der Meinung sein, dass es eine Sünde ist, einen Menschen zu töten, aber ein kleines Katzenjunges – das gehe. Die sind doch noch blind, sie sehen und fühlen nichts. Aber das beruht wohl eher auf den Gefühlen der Menschen – wenn das Katzenjunge seine Augen geöffnet hat und sie anschaut, tut es einem schon leid. Aber Antonytsch hat von niemandem gehört, dass es Sünde sei, Katzenjunge zu ersäufen. Er kannte ja auch die Gebote nicht, die Bibel war nicht im Umlauf. Niemand kam zu ihm, um es ihm zu sagen."

Nach der letzten Festnahme von Vater Alexander wurde der Kolchosenwächter befragt, und dieser sagte aus: „In Unterhaltungen mit mir hat Agafonnikow öfter seine der Sowjetmacht gegenüber feindseligen Ansichten zur Sprache gebracht. Er sagte: ‚Nimm doch zum Beispiel mich! Ich war im Gefängnis und in der Verbannung. Und wofür? Für nichts!'. Ein anderer örtlicher Einwohner, ein einfacher Arbeiter, sagte aus: „Einmal Anfang August ging ich zur Kirche. Dort sind die Bienenstöcke mit meinen Bienen. Bei der Kirche traf ich auf Agafonnikow, der dort mit den Gläubigen sprach. Er winkte mich heran, begann, von den Bienen zu sprechen, und dann kam er darauf, davon zu reden, wie schlecht das Leben unter der Sowjetmacht sei. ‚Mit jedem Tag hat es das Volk schwerer', sagte er. ‚Die Bauern haben kaum Einkommen. Müssen sich durchhungern'. Ich widersprach ihm."

„Haben Sie selbst jemals Tiere gekränkt?", frage ich Konstantin.

„Ja. Als ich noch in der ersten Klasse war, habe ich mal eine kleine Katze geschlagen."

„Wofür denn?"

„Wissen Sie, bei uns gab es solche älteren Kinder, die lehrten die Kleinen: ‚Mach es so und so'. Und dann machst du das. Und dann bereust du es."

„Das Gesetz des menschenfeindlichen Menschenschwarms", wirft Vater Pjotr ein.

„Und Sie, Vater Pjotr, haben Sie in Ihrer Kindheit Tiere gekränkt?"

„Nein."

„Und wie sind Sie Priester geworden?"

„Die Baptisten werfen uns Orthodoxen vor, dass wir Kinder taufen; sie sagen, dass man

Menschen erst taufen kann, wenn er mündig ist. Es stimmt, das ist das Evangelium. Aber in meinem Fall wird etwas anderes klar. Meine Tantchen haben mich, als ich gerade erst geboren wurde, heimlich in die Kirche geschafft und taufen lassen. Ich kann mich natürlich nicht daran erinnern, aber es stellte sich heraus, dass Gottes Gnade wirkte. Dass ich getauft war, erfuhr ich erst mit vierzehn Jahren und war sehr erfreut darüber. Damals konnte man nirgendwoher eine Bibel bekommen. Überall redete man davon, dass es Gott nicht gibt. Aber ich wurde viel mehr von Büchern beeinflusst – mein Glaube bildete sich unter dem Einfluss von den »Brüdern Karamasow« heran. Als Erwachsener begann ich damit, die Moskauer Kirchen zu besuchen. Doch ich war ja angestellt und riskierte damit meine Arbeitsstelle. Ich spielte Klassik, Rock und Jazz auf der Gitarre, in verschiedenen Musikgruppen, unterrichtete Musik. Ich fuhr in weiter entlegene Kirchen. Mit 16 Jahren las ich »Der Meister und Margarita« als fotokopiertes Werk. In kurzen Ausschnitten las ich mir bei Bulgakow Dinge über Jeschua an, über Pontius Pilatus. Ich verstand schon, dass es sich dabei um die Phantasien des Autors handelt, und ich wollte das Original im Neuen Testament lesen, aber ein solches hatte ich nicht."

„Von der Liebe zu den Tieren lesen Sie in Büchern. Von Gott auch. Das heißt, Ihre wichtigsten Erfahrungen haben Sie aus Büchern, nicht aus dem Leben?"

„Wie wollen Sie denn einen Menschen kennen, wenn Sie mit ihm gerade einmal zwei Stunden verbracht haben? So können Sie mich doch gar nicht kennenlernen. Es gab noch Dinge, die nicht aus Büchern waren. Der Herr bewahrte mich vor dem Tod. Ich dachte erst, ich hätte einfach nur Glück gehabt, aber es war Er, der mich bewahrte. Ich ging einmal mit meinen Kumpeln zu einem Fußballspiel, Haarlem gegen Spartak; das war das bekannte Spiel, als im Luschniki-Stadion unter dem Druck der Menschenmenge die Geländer einbrachen. Nach dem Spiel zeigte man dort auf dem Bildschirm einen Trickfilm, damit die Leute noch blieben, und so beschloss ich, nicht gleich zu gehen, sondern den Trickfilm bis zu Ende zu schauen. Als ich mich dann schließlich in Richtung Ausgang begab, gab es da schon diese Massenkarambolage. Menschen fielen auf andere Menschen. Stöhnten und schrien…"

„Und da waren Sie wieder Beobachter…"

„Dieses Erlebnis war schon etwas heftiger als die Dinge aus der Kindheit. Da waren viele Menschen. Sie schrien vor Schmerz. Ich wurde mir dessen bewusst, dass ich hätte an ihrer Stelle sein können, doch der Herr war gnädig."

„Ist denn das eine Gnade, ein Beobachter vieler Tode zu sein?"

„In dem Anblick selbst besteht keinerlei Gnade. Du weißt einfach nur, dass du diesen Menschen durch gar nichts mehr helfen kannst. Doch ich dachte: Warum hatte ich Glück, aber diese Menschen nicht? Gott hat seine eigene Sicht auf die Dinge. Obwohl ich weiß, dass ich auch jetzt dazu bereit bin, ins Jenseits überzugehen – mich schreckt der Fakt des Todes nicht."

„Und da, bei diesem Übergang, glauben Sie, dass Sie das Paradies vorfinden, und es darin Tiere gibt?"

„Es wird einen neuen Himmel nach der Wiederkunft des Heilands in der Welt geben, eine neue Erde und eine neue Schöpfung…"

Vater Pjotr begibt sich zur Kirche. Hinter ihm schließen die Kater die Reihen. Sorbet besucht am

häufigsten von allen den Gottesdienst. Der Priester seufzt: „Eine Versuchung… eine Versuchung mit Sorbet". Vielleicht aber wird Vater Pjotr heute Abend in der Stimmung sein, nicht nur das Neue Testament zu lesen, sondern auch Tolstoi. Es ist so seine Angewohnheit – nicht nur eins, sondern mehrere Bücher gleichzeitig zu lesen. Beim ersten Lesen bekommt man einen Eindruck, beim zweiten Lesen gestattet man es dem Werk, tiefer in einen einzudringen.

Es wird einige Zeit vergehen, und vielleicht werden die Mädchen, welche den schwarzen Welpen ersäufen wollten, die Schwelle der Kirche übertreten und Vater Pjotr jene Sünde gestehen. Wohl kaum werden sie in dem Priester, der als Zeuge vor Gott steht, den Mann erkennen, der damals zum Fluss herabgerannt kam – er hatte damals keine Soutane übergezogen. Vater Pjotr würde sich freuen, wenn sie kämen. Wenn er sie anhört, würde er innerlich vor Entsetzen brennen, aber sich auch darüber freuen, dass sie gekommen waren. Er würde diese Sünde nicht im Detail, in jeder Einzelheit erörtern. Gott kennt die Einzelheiten. Er weiß alles – das Vergangene wie das Zukünftige.

In der Kirche nimmt Vater Pjotr Sorbet auf die Arme; der Kater war noch vor ihm ins Innere der Kirche gesprungen.

„Kostja, erzähle doch von der Frau aus der Gemeinde, die ihre Kinder zu uns in die Sonntagsschule schickt", bittet Vater Pjotr seinen Helfer, aber die Geschichte erzählt er selbst. „Sie bringt ihren Adoptivsohn zu uns, der vorher auf der Müllhalde gelebt hat. Seine Eltern sind Alkoholiker und warfen ihn, als er erst vier Jahre alt war, hinaus auf die Straße – er störte sie. Seine einzigen Freunde dort waren Katzen und Hunde. Sie alle waren unglücklich – sowohl der Junge, als auch die Tiere. Auf der Müllhalde kann man ja nur Unglückliche treffen. Der Junge suchte also bei den Tieren nach Liebe. Dann entzog man seinen Eltern das Sorgerecht, und die Frau aus unserer Gemeinde nahm den Jungen zu sich. Sie hat sechs Kinder, davon ist nur eines ihr leibliches Kind. Der Junge ist inzwischen sieben Jahre alt. Als er zum ersten Mal zu uns kam, sah er die Katzen und Hunde, und tauchte förmlich in sie ein, umarmte und küsste sie. Das meine ich als Entgegnung für jene, von denen wir immer wieder hören: ‚Helfen sie doch lieber den Kindern, nicht den Tieren'. Der, welcher ein gütiges Herz besitzt, hat genügend sowohl für die Kinder, als auch für die Tiere übrig."

„Der Junge erfuhr Liebe nur von den Tieren, nicht von seinen sogenannten Eltern", wirft Konstantin ein.

Vater Pjotr streichelt Sorbet. Der noch nicht fertig gemalte Alexander schaut auf Luka. In jenem Buch waren die folgenden Worte gelb markiert: „Die Kinder tragen immer Katzen auf den Armen. Es ist eine große Sache: Sein Ohr an die Brust einer guten Kuh zu legen, denn man spürt eine neue Wärme, eine neue Lebenswärme, wie von einer anderen Welt, noch ohne die Kategorien des Sündenfalls. Großes müssen wir aus dem Seufzen der Tiere lernen!"

„Und ich liebe alle", sagt Vater Pjotr und streichelt Sorbet. „Wieso sollte ich nicht alle lieben können? Da, Sorbet ist gerade hier, und ich liebe ihn. Würde es ihm nicht gefallen, dann würde er ja weggehen… Denken Sie denn, wir haben hier an der Kirche eine Schlange an Katzen stehen? Nein, sondern alle sind an ihren jeweiligen Orten, nur einige gehen zum Gottesdienst in die Kirche. Wir fürchten die Gruselgeschichten nicht, mit denen uns manch ein Gläubiger schrecken möchte – nämlich darüber, dass die Tiere hier ihre Geschäfte verrichten. Das tun sie nicht. Wenn er jetzt sein Geschäft verrichten möchte, geht er aus der Kirche heraus. Die sind bei

uns alle sterilisiert, sie markieren die Gegend nicht. Die Sterilisierung war wohl die schwierigste Frage, die es in der »lebendigen Ecke« zu klären galt. Einerseits ist das ein Eingriff in die Schöpfung Gottes. Auf diese Art Eingriff anzuheben ist wie… Aber sie vermehrten sich bei uns in derartigen rauen Mengen, dass wir schließlich auf einen Tierarzt aus unserer Gemeinde hörten und uns mit der Sterilisierung einverstanden erklärten. In den Städten vermehren sie sich zu ihrem eigenen Untergang – das ist der Menschen Werk. Solche operativen Eingriffe verringern die Zahl der herrenlosen Tiere automatisch. Ja, in der Bibel steht geschrieben: Wachset und mehret euch. Aber bricht denn ein Mensch, wenn er die Gebote Gottes bricht, nicht auch die Gebote der Barmherzigkeit? Ein gläubiger Mensch, der das Leid der Tiere nicht sehen möchte, wird sich von einem herrenlosen Tier abwenden. Aber abwenden sollte man sich gerade nicht – es ist eine Schöpfung Gottes, und der Herr hat es sich zur Freude geschaffen. Ich spreche jetzt nicht im Namen der Kirche, sondern äußere meine persönliche Meinung – als die Meinung eines Menschen, der viele Tiere hat."

In der Kirche ist das Echo lang. Sorbet springt hinunter auf den Boden. An Vater Pjotrs Soutane haften rötliche Katzenhaare. Der Kater schreitet bedeutungsvoll zum Ausgang. Es ist eine ungewohnte Zeit, so spät bleibt Vater Pjotr selten noch in der Kirche. Die Katzen aber, die die Gottesdienste besuchen, haben eine innere Uhr. Sorbet, Kutusow und September wissen, wann man die Kirche zu betreten und wann man sie wieder zu verlassen hat, um bis zum nächsten Tag wieder auf eigenen Pfaden zu wandeln.

Vater Pjotr verlässt das Kirchengrundstück. Die Luft ist kalt. Irgendwo hier ging Vater Alexander seinen letzten Weg – zu dem Pferdewagen, der bereitstand, sich in Richtung des Butowo-Poligons in Bewegung zu setzen. Er erhob sich in aller Ruhe und ging los. Seit er aus der Verbannung zurückkehrte, erwartete er, dass man ihn holen kommt. Dem Ermittler sagte er, zur Antwort auf die Beschuldigungen des Wächters und des Arbeiters: „Solche Gespräche habe ich nicht geführt und weise eine Schuld von mir". Ganz hervorragende Eigenschaften hatte Alexander Agafonnikow. In der Tasche der Soutane von Vater Pjotr Dynnikow ist ein Telefon, im Telefon ist ein Foto aus dem Aktenarchiv gespeichert: „Auszug aus dem Sitzungsprotokoll der Gerichtstroika bei der Verwaltung des NKWD der UdSSR. 10. September 1937. Gehört wurde: Die Sache Nr. 8546, Beschuldigter: Agafonnikow Alexander Wladimirowitsch, geb. 1881, Kultdiener, Priester, vorbestraft 1927 nach Art. 58 Pkt. 10 StGB. Vor seiner Verhaftung Priester im Dorf Lemeschowo, Bezirk Podolsk, wohnhaft ebenda. Wird der Ausübung konterrevolutionärer Tätigkeit beschuldigt. Beschlossen: Agafonnikow Alexander Wladimirowitsch ist zu ERSCHIESSEN".

Vater Pjotr hebt sein Angesicht zum Himmel über dem Dorf Lemeschowo des Bezirks Podolsk. Da ist der Mond. Da ist der Fluss. Der alte Mond. Der alte Fluss. Der alte Himmel. Die alte Erde. Die alte Schöpfung. Alles dasselbe. Aber eines Tages wird ein Kind seine Hand über dem Schlangennest ausstrecken können. Der Wolf wird zum Kalb herantreten, und die Bärin mit der Kuh weiden. Wie eine Mauer wird das Misstrauen zwischen den Menschen und den Tieren zusammenbrechen. Das hat es schon gegeben – in den Visionen des Propheten Jesaja.

Quelle: »Русский репортер«

Hesychasmus und Solaris

10.06.2017 · Übersetzungen · Marina Achmedowa

In der Oblast Swerdlowsk gibt es ein Kloster, in dem fast alle Kinder der Gegend zusammenkommen, um die Kommunion zu empfangen und sich miteinander zu treffen — darunter sogar die »schwierigeren« unter den Heranwachsenden. Die Mönche helfen den Dörfern und Schulen beim Überleben und üben gemeinsam ein dem Werk »Solaris« nachempfundenes Theaterstück ein. Der Urheber dieses pädagogischen Wunders — Vater Pjotr — ist der Abt des Klosters in Werchoturje, das für seine strenge und mystische athonitische Klosterordnung bekannt ist.

„Hesychasmus und Solaris“ ist ein Porträt von Marina Achmedowa und wurde in der russischen Zeitschrift »Русский репортер« veröffentlicht.

„Erlauben Sie es uns bitte, heute in der Kirche zu sein. Wenn Sie’s nicht erlauben, dann bleiben wir eben solange draußen“ — der Halbwüchsige wendet sich ab.

Hinter ihm stehen seine Kumpel und runzeln die Stirn. Aus der offenen Kirchentür dringt Wärme und das Aroma von Bienenwachs. Man hört Kinderstimmen von drinnen. Die Tür fällt wieder zu.

Über der Kirche mit den sieben Zwiebeltürmchen hängt die Sichel des Mondes. In allen vier Himmelsrichtungen, über der Steppe und den Fichtenhainen, breitet sich Dunkelheit aus. Entlegen und still ist es hier in der Provinz, im Ural. Die Tura verbirgt sich unter dem Steilufer; nur ab und an hört man das schwere Platschen eines Hechts, der sich im Wasser zweimal wendet. Hier, auf diesem Felsen, der in die Tura hineinragt, angelte einst der heilige Simeon. Auf demselben Felsen betete er, begegnete einem Dämon, stritt mit diesem und besiegte ihn. Der Dämon, da er einmal von einem Menschen besiegt worden war, hatte fortan keine Macht mehr über diesen Ort. Die Tür der Kirche öffnet sich wieder.

In der Kirche drängen sich die Kinder am Kirchenkasten, schlafen auf den Bänken, stehen mit Kerzen in ihren Händen da. Die Sänger unter den Kindern nicken fast über ihren Gebetsbüchern ein. Einige Erwachsene stehen bescheiden am Ausgang, als wollten sie dieses Reich der Kinder nicht unnötig stören. Die Jugendlichen setzen sich auf eine Bank in der dunkelsten Ecke. Aus dem Altarraum heraus tritt ein in Schwarz gekleideter Priester. Gleich geht der Gottesdienst los.

„Warum ist es weiß?“, fragt der Priester und hält sein Sticharion hoch. „Weil der Herr rein und licht ist.“

Die Kinder reichen ihm die Epimanikien, das Epitrachelion, den Gürtel. Er küsst ihn.

„Was bedeutet dieser Gürtel?“

„Christus wurde gebunden…“, antworten die Kinder.

„Auch ich binde mich so“, sagt der Priester und bindet sich den Gürtel um. Er nimmt das Phelonion von den Kindern entgegen. „Es lebte einmal ein Philosoph. Er predigte, dass es Gott nicht gibt…“ — der Priester verstummt, als er die Jugendlichen in der Ecke bemerkt. „Erhebt

euch, kommt etwas näher heran“, ruft er sie.

Sie werfen sich verstohlene Blicke zu, schauen sich um und nähern sich schließlich dem Altarraum.

„Doch als er noch ein Kind war, war dieser Philosoph ein sehr gläubiger Junge gewesen“, fährt der Priester fort. „Einmal spielte er mit Streichhölzern und brannte dabei Löcher in den Teppich. Er begriff sogleich: Wenn die Eltern das sehen, werden sie mich bestrafen. Er versuchte also, dieses Loch zu verbergen, doch plötzlich spürte er, dass Gott ihn sieht. Die Leute sahen ihn nicht, aber Gott, der sieht ihn. Was tat er also? Er bedeckte Gott mit allerlei Schimpfnamen. Da spürte er, wie Gott sich abwandte. So, entfernt hatte Er sich, aber nur äußerlich — in seinem Inneren, und das spürte der Junge, da war Gott. Da vertrieb er Gott auch aus seinem Inneren. Ihr findet das seltsam? Das ist aber logisch. Der Junge fühlte sich nun frei. Vielleicht wollte er sich ja schlecht benehmen, herumspringen wie ein Affe, aber Gott störte ihn dabei, und sein Gewissen verbot es ihm. So ist es eben, wenn ein Mensch sich über sein Gewissen hinwegsetzt und Gott beschimpft,“ — in der Stimme des Priesters schwingt ein kindlich erstaunter Unterton mit — „antwortet Gott ihm: ›Gut, gut…‹ und geht weg. Und wenn ein solcher Mensch dann sagt, es gebe keinen Gott — dann lügt er nicht, nein! Er sagt die Wahrheit! Für ihn gibt es keinen Gott. Er hat Ihn doch verjagt… Lasst uns nun zum Herrn beten“, beginnt der Priester mit verhaltener Stimme.

In der Dunkelheit pulsieren die hellen Flammen der brennenden Kerzen. Es scheint, als ob die Vergoldung der Ikonen gleich schmelzen und verlaufen wird. Oben an dem großen Kronleuchter blinken rote, blaue, grüne Lichter. Der Kronleuchter ähnelt tatsächlich einer edelsteinbesetzten Krone. Die Kinderstimmen versuchen Noten zu intonieren, mit denen sie nicht zurechtkommen können. Der Holzfußboden knarrt. Die Jugendlichen nehmen den Kleinen die großen Kerzen mit den Kunststoffkerzenständern aus der Hand und stehen damit eine halbe, eine ganze Stunde lang still. Die Augen der Kleinsten fallen zu. Und so vergeht die Zeit.

„Ich möchte euch jetzt… Gott zu spüren geben“, sagt endlich der Priester, wobei er in der einen Hand ein Glöckchen, in der anderen einen goldenen Stab hält. „In dieser Kirche — Maschenka, Lisonka, Katjenka — ist jetzt der Heilige Geist zugegen. Wir können Ihn spüren, oder aber auch nichts empfinden. Mit welchem Organ spüren wir Ihn?“

„Mit dem Herzen!“, antworten die Kinder.

„Mit dem Her-zen… Ich zähle jetzt bis drei und klingele dann mit dem Glöckchen. Ihr aber sollt inzwischen eine Minute lang innehalten, schweigen, euch nicht rühren, und in seinem Inneren soll ein jeder von euch so beten, wie er es eben kann. Noch ist das Mysterium auf dem Altar nicht vollzogen. Das passiert in ein paar Minuten. Und es hängt nicht nur von mir, sondern von jedem von euch ab, ob es vollzogen wird. Seid ihr bereit? Eins… zwei… drei…“

Die Kirche wirkt wie erstarrt. Der Halbwüchsige, der vor ein paar Stunden an die Kirchenpforte geklopft hat, schließt seine Augen. Der Kerzenschein huscht über sein Gesicht. Alles, was auf den Ikonen dargestellt ist, wirkt räumlich. Die Kristallengel auf den Regalbrettern versprühen Funken. Das Atmen der Kinder vermengt sich mit dem Odem der Kirche, die am Rande des hintersten Winkels der Welt steht, am Ufer eines Flusses, an dem ein Fischer den Dämon besiegt hat. Kling! Die Kinder öffnen die Augen, und es scheint, als seien sie allein für diesen einen

mystischen Augenblick auf ihren Fahrrädern aus den umliegenden Dörfern, zehn Kilometer weit von dieser einsamen Kirche entfernt, herbeigekommen.

„Ein Batjuschka sagte einmal: ›Alle, die sich der Kommunion für würdig halten, heben die Hände!‹“, fährt der Priester fort. „Und wisst ihr was, manche hoben wirklich die Hände! Er aber sagte zu ihnen: ›Euch werde ich heute die Kommunion nicht geben.‹ Was glaubt ihr, warum hat er das gesagt?“

„Wegen ihres Stolzes!“, antworten die Kinder.

„Im Kelch ist Christus. Wo aber geht Er ein, etwa in den Magen, in die Lunge?“

„Ins Herz!“

„Wenn aber ein Mensch stolz ist und alle verachtet“, predigt der Priester zu den Kindern, „dann wird der Herr wohl die Türe zu ihren Herzen öffnen, aber nicht eintreten können. Ihr würdet doch auch kein Haus betreten, in dem böse Menschen wohnen… Nun aber können die Kleinen und die Großen zu mir herankommen, aber nur, wenn ihr ganz aufrichtig möchtet, dass der Herr in euer Herz einkehrt.“

Die Jugendlichen stellen sich ans Ende der Schlange. Durch das Fenster sieht man die frühen, sanft orangefarbenen Ansätze der Morgendämmerung.

„Erst habe ich das gar nicht richtig verstanden! Ich konnte es nicht glauben. Gestern, während der Beichte der Kinder, da sagte man mir: ›Da sind ein paar Jungs, die wollen in die Kirche. Wenn Sie die nicht reinlassen, dann bleiben sie trotzdem da, draußen vor der Kirche.‹ Sie waren früher nicht hier, diese Jungs sind es gewohnt, dass man sie von überall fortjagt. Und als sie hierher kamen, dachten sie aus irgendeinem Grund, dass man sie auch nicht in die Kirche lassen wird… Aber eigentlich tun sie selbst alles dafür, dass man sie nicht liebt. Sie sind frech und grob.“

Vater Pjotr wird still. Und sofort hört man die Stimmen der Vögel draußen, die ihre Kehlen mit der in der Luft hängenden Feuchtigkeit nach dem Regenguss spülen. Es ist vier Uhr morgens. Der Mönch, der gerade erst die „Kinderliturgie“ zelebriert hat, nimmt seine schwarze Skufja vom Kopf, legt sie auf den Tisch und grübelt oder lauscht in seine Brust hinein, indem er seinen Kopf nach unten neigt.

„Aber gestern haben diese Halbwüchsigen eine solche Demut bewiesen! Da, dieser Bandit ist mit seinen Kumpeln hergekommen! Es ist für mich ein Rätsel, was sie dazu bewogen hat, gestern in die Kirche zu kommen. Ich kann diese Kinder überhaupt nicht verstehen! Ich betrachte sie mir näher und frage mich: Wozu quälen sie sich, kämpfen mit der Müdigkeit, schlafen im Stehen ein? Vielleicht ist das für sie einfach eine Art Spaß? Vermutlich habe ich einen Fehler gemacht, als ich die Kinder beim Gottesdienst mitmachen ließ. Das gibt es ja nirgends, dass Kinder beim Gottesdienst zelebrieren.“

Dichte Wolken breiten sich über dem Land aus. Schon sieht man das Kloster weiß leuchten, man sieht es durch das Fenster. Der Zutritt ist durch ein schweres Eisentor fest verschlossen, über dem Tor sieht man ein nicht sehr einladend wirkendes Kreuz. Die Kinder des Dorfs sind gerade erst vom Gottesdienst heimgekehrt und legen sich schlafen. Aufgrund der hohen Klostermauern

dringt kein Laut hinaus in die Welt des Dorfes, aber man kann doch erahnen, dass es dort Leben in vollen Zügen gibt. Vater Pjotr ist der Vorsteher dieses Klosters. Er erhebt sich, nimmt seine Skufja vom Tisch, pflanzt sie sich auf den Kopf, tritt ans Fenster heran und betrachtet durch den Tüllvorhang die erwachende Welt.

„Es ist nur eben so, dass ich eine Sache in der Pädagogik verstanden habe“, sagt er. „Es existiert so etwas wie ein Bereich der nächsten Entwicklung. Stellen Sie sich vor: Einem Erwachsenen von ernsthaften Dingen zu erzählen ist bereits zu spät, er hat in seinem Leben schon einen Haufen Mist gebaut; Kindern von erwachsenen Dingen zu erzählen ist hingegen noch zu früh — ihr Verstand ist ja noch nicht richtig erwacht. Dieser Bereich der nächsten Entwicklung bedeutet, dass man dem Kind etwas schwer verständliches, aber eben doch verständliches erzählt. Wir wollen mit den Kindern ein Theaterstück aufführen. Ich schreibe gerade das Skript dafür. Gestatten Sie mir, dass ich es Ihnen heute Abend vorlese? Es heißt ›Planet der Träume‹. Nach ›Solaris‹. Ja, das ist Science fiction… Wann kann denn die Lüge Wahrheit sein? Nur dann, wenn du Fiktion als Fiktion vorstellst. Ein Gleichnis ist ja Phantasie. Christus sprach in Gleichnissen. Der Gedanke des Stücks ist folgender: Zu Beginn vernimmt der Protagonist, Kris, eine Stimme, gleich zu Beginn des Stücks — die Stimme ruft ihn. Am Ende begreift er, dass diese Stimme göttlich ist. Die Menschen haben ja das wichtigste Mittel der Kommunikation verloren — die Sprache des Herzens. Dieser Sprache bediente sich Adam, wenn er mit Eva sprach, oder Gott, wenn Er mit dem Menschen redete… Das Herz spricht: ›Wenn du nicht weißt, wie du dich entscheiden sollst, lass dich von der Liebe leiten‹.“

Ein großer Stapel Kiefernbalken liegt zum Trocknen am Ufer der Tura. Die Luft knistert vor Hitze. An den Feldern und am Kloster entlang verläuft eine wenig befahrene Verkehrsstraße. In zweien der Nachbardörfer gibt es Sägewerke. Eine leere Werbetafel steht, an einem rostigen Pfosten befestigt, am Straßenrand. Es scheint, als würde sie den wenigen vorüberfahrenden Autos sagen wollen: „Wir haben Ihnen hier nichts zu sagen, fahren Sie nur schnell weiter, stören Sie den Frieden nicht“. Die uralten Häuser des Dorfs Kostylewo stehen windschief, neigen sich mal hier-, mal dorthin. Es gibt in diesem Dorf nicht sehr viele Häuser, aber Familien, besonders junge Familien, werden es immer mehr. Man sollte meinen, dass die Städter diesen Ort meiden müssten, denn hier erwartet sie nichts als ausweglose Stille und Depression. Aber sie siedeln sich trotzdem hier an, bringen ihre kleinen Kinder mit und bringen neue zur Welt, als würden sie sich vor der Stadt verstecken wollen, ihren Dämon fliehen, der, wie die Mönche glauben, an diesem Ort endgültig und unwiderruflich besiegt worden ist. Die Mönche selbst gehen praktisch nie durch die schweren, eisernen Klosterpforten hinaus in die Welt — sie leben auf ihrem „Berg“ im Einklang mit den Vorschriften der Athos-Klöster, das heißt, sie gehen um sechs Uhr abends zur Ruhe, erheben sich um Mitternacht, beten ihre Gebetsregeln, arbeiten, und sprechen dabei jede Minute, sogar im Schlaf, in ihrem Herzen die Worte des Jesusgebets.

„Mein Großvater war ein Mullah. Mein Urgroßvater auch“, sagt der Abt des Klosters, Vater Pjotr, als wir einen schmalen Pfad in Richtung der Hangars entlang gehen, die sich jenseits des Klosters befinden. „Auch ich wollte Mullah werden. Doch je mehr ich erfuhr, desto mehr begriff ich, dass das Christentum anders ist. Im Islam gibt es mehr nationale Tradition, Ritualität. Aber wenn man ganz ernsthaft auf der Suche nach Gott ist, dann kann man nicht im Islam hängenbleiben. Ich habe begriffen, dass Gott die Liebe ist. Im Islam habe ich nicht so viel Liebe gefunden. Das Christentum aber ist eine Religion, die durch die Liebe lebt. Ich habe es damals

intuitiv gespürt: Die Wahrheit ist da, wo es das Mönchtum gibt.“

Ihm kommen Frauen mit Kinderwagen entgegen. Auf gleicher Höhe angelangt, bitten sie um seinen Segen. Der Priester segnet sie und küsst die Hände ihrer kleinen Kinder.

„Das depressive Syndrom hat in jedem Haus des Dorfes Einzug gehalten“, sagt er. „Auch unsere Schule ist alt und abgelebt. Man will sie zumachen, aber wenn es keine Schule mehr gibt, dann wird es auch das Dorf bald nicht mehr geben. Ich möchte den Kindern Disziplin und eine Strenge der Gefühle beibringen, sie auf ihre innere Pflicht vorbereiten. Ist denn das schlecht?“

Am Hangar erwartet ihn ein junger Mann in einem leichten Overall. Hinter seinem Rücken hervor springt ein kleines, rosa gekleidetes Mädchen. „Tanjetschka“, sagt der Mönch, geht vor ihr in die Hocke, ergreift ihr Händchen und küsst es respektvoll. Tanjetschka rennt als erste in den Hangar und flitzt als rosa Knäuel durch die Gänge. Es riecht nach Kräutern — nach Waldweidenröschen.

Vater Pjotr schaut in die Säcke mit den Zedernzapfen. Die Mönche sammeln sie im Wald. Hier in der Werkhalle und im Kloster kocht man Konfitüre daraus. Die Zapfen knistern.

„Wie? Ja, einer unserer Mönche ist umgekommen — er ist von einer Zeder gefallen“, sagt er. „Und das auch noch von einer solchen, an der die Kinder es lernen. Es scheint fast, als habe er das Bewusstsein verloren. Er hat sich nicht gegen den Fall gesträubt, während normalerweise ein Mensch sich irgendwie vor einem Fall zu bewahren versucht. Andererseits gewöhnt man sich im Kloster an den Tod“ — er betritt einen Raum, in dem auf Regalbrettern getrocknete Beeren aufbewahrt werden. Er nimmt eine Handvoll, kostet und kaut konzentriert. „Vorher ist uns auch ein Mönch gestorben, er war mit mir im gleichen Alter. Herzstillstand. Er war unheimlich zerknirscht, konnte sich nicht verzeihen, dass er das Kloster verlassen hatte“. Er nimmt eine Handvoll getrockneten Sanddorn. „Er kehrte später zurück, trug aber diesen Schmerz in sich, versuchte, ihn zu vergessen, ihn zu glätten. Weshalb verlässt ein Mönch das Kloster?“ — aus seinem Blick verschwindet der Ausdruck, mit dem er auf die Kinder schaut. Mit einem solchen Blick kann man den betrachten, mit dem Simeon den Kampf aufgenommen hatte, aber dafür muss man schon Abt eines Klosters sein. Er wirft den Sanddorn zurück in die Tüte und begibt sich hinaus.

„Als ich ihn auf der Straße aufgesammelt habe“ — er dreht sich um, ohne in seinem Schritt innezuhalten: die Ränder seines Talars wirbeln durch den schnellen Gang herum — „in schwerem Zustand, innerlich vollkommen leer, da fragte ich ihn: ›Vielleicht möchtest du zurückkommen?‹ — ›Nehmen Sie mich wieder?..‹ Nicht immer, verstehen Sie, nicht immer sind die Begriffe ›gut‹ oder ›schlecht‹ eine Erklärung! Menschen sind unerklärlich. Es gibt in den Menschen immer einen Zwiespalt! Wollen Sie kalten Tee?“

Er setzt sich zu Tisch. Darauf stehen bereits drei durchsichtige Teekannen mit kaltem Tee, aus Waldweidenröschen gebrüht, verschiedener Farbtöne.

„Jemand hat ihn gebrüht, als sei er für uns…“, sagt er und gießt Tee in ein Glas. „Die Sünde — das ist schlecht. Wenn du aber denkst, dass du durch die Sünde glücklich wirst, dann sündige doch! Geh unbedingt hin und sündige! Aber dann sei auch ehrlich: Merkst du, dass du unglücklich bist, dann kehre um. Leider können die Menschen nicht ganz und gar glücklich sein. Das Mönchtum war die Berufung dieses Bruders, und das Kloster zu verlassen war für ihn das

Gleiche, wie es für einen Fisch ist, aus dem Wasser herauszuspringen. Warum betrachten Sie das Mönchtum immer unter einem gewissen humanitären Aspekt? Ein Mönch ist wie ein Pilot: Er fliegt, hat dutzende Systeme, die er unter Kontrolle hält. Und wenn der Mönch irgendwo nachlässig gewesen ist, dann beginnt der Prozess unkontrollierbar zu werden. Bis er schließlich in einem schwarzen Loch landet, bis er sich vollständig zerstört hat, ausgelaugt, völlig ausgebrannt ist, gegen eine Wand stößt und nackt dasteht. Krank! Und lahm… Das ist wie in dem Gleichnis über den verlorenen Sohn. Nachdem er den Vater verlassen hatte, war er schließlich zu vollkommener Verheerung gelangt. Da sprach er: ›Ich will zu meinem Vater gehen und ihm sagen, dass ich nicht würdig bin, sein Sohn zu heißen‹. Der Vater aber warf sich ihm vor die Füße, umarmte ihn, gab ihm seinen Ring und seine Kleidung. Warum wird ein Mensch zum Verräter?! Halt! Es ist sinnlos, das begreifen zu wollen!“ — er trinkt das halbe Glas aus. „Ich hatte zum Beispiel eine schwere Kindheit, die Eltern stritten heftig miteinander, und ich hatte oft die Rolle eines Schiedsrichters zu spielen. Als ich zehn Jahre alt war, hörte ich ein Gespräch zwischen ihnen; sie sagten, sie wollten sich scheiden lassen. Ich weiß nicht, was mich dazu animierte, aber ich fing an zu schreien: ›Wenn ihr euch scheiden lasst, dann bringe ich mich morgen um!‹. Sie haben sich nicht scheiden lassen. Die Mutter hat es nicht bereut. Und auch der Vater hat es nicht bereut. Aber… vielleicht habe ich es ja bereut? Und schon war ich ein kleiner junger Mönch. Mein geistlicher Vater Awraam sagte mir: ›Schreib deinem Vater einen Brief‹. Was aber sollte ich ihm schreiben? Die Wahrheit. ›Papa‹, begann ich, ›warum ging es uns denn so schlecht? Ich konnte mit dir nie wirklich offen reden…‹. Vater Awraam las das und sagte: ›Sag mal, bist du ein Idiot? Unsinn hast du geschrieben‹. Und da schrieb ich, von einem sehr starken Gefühl beflügelt, eine Lobeshymne: ›Vater, ich bin dir so dankbar dafür, dass ich zu dem wurde, der ich jetzt bin. Für mich bist du das Allerwichtigste“. Damals wollte ich, dass es so ist. Jetzt aber denke ich mir: Vielleicht war es auch tatsächlich so? Er aber lief mit diesem meinem Brief herum und zeigte ihn allen Leuten. Verstehen Sie, worin der Sinn besteht? Ich habe für mich den Vater neu geboren. Und er hat mich für sich neu geboren. Er dachte, dass er schlecht sei, da aber schreibt ihm sein Sohn solche Sachen…“ — er trinkt die Hälfte des halbvollen Teeglases aus. „Und was brauchen die Kinder? Man muss ihnen eine Sehnsucht danach, glücklich zu sein, beibringen. Früher habe ich sie bei der Beichte gefragt: ›Hast du Sünden begangen?‹. Und das Kind antwortete dann mechanisch: ›Ja. Ja. Ja.‹. Aber das ist nicht echt. Der wirklich geistliche Mensch erwacht im Alter von ungefähr fünfundzwanzig Jahren. Bis dahin ist der Mensch ein Kind. Es kam einmal ein kleines Mädchen, und ich fragte es:

›Wie geht es dir so?‹

›Wun-der-bar!‹

Also nicht nur gut, sondern wunderbar. Was aber ist für das kleine Mädchen besser: Soll es erfahren, wie schlecht es ist, wie zickig es sich zuweilen verhält? Soll es das erfahren und sich das Verständnis der Erwachsenen davon, was Sünde ist, aneignen? Oder sollte man in ihm lieber diesen Zustand des kindlichen Glücks unterstützen? Deshalb nehme ich ein Kind immer so zu mir“ — er zeigt, wie er mit seinem Arm ein Kind um den Hals umarmt:

„›Schau mal auf diese Ikone und sprich in deinem Herzen: ›Herr, vergib mir alles‹. Aber sprich es aufrichtig“ — er flüstert, schiebt das Glas mit dem noch nicht ausgetrunkenen Tee beiseite. „Man darf ein Glas nie vollständig leeren“, sagt er. „Man darf sich nie so weit miteinander

aussprechen, dass man wirklich alles gesagt hat, es muss immer noch ein gewisser unausgesprochener Teil bleiben, der wiederum etwas Neues zum Leben bringt. Der Mensch muss jederzeit immer neue Türen öffnen wollen. Wenn der Mensch satt wird, dann bleibt er stehen, und das ist der Augenblick des Todes. In der Kindheit darf es keine glückliche Liebe geben, das ist ganz und gar nicht angezeigt! Denn sonst lebt der Mensch dann als Erwachsener im gestrigen Tag, dabei sollte er sich ein jedes Mal auf das Morgengrauen freuen. Ein Kind, das noch nicht erprobt ist, noch nicht den erwachsenen Gewissenssinn besitzt, und das dabei eine glückliche Jugendliebe erfährt, wird seine Seele nie sättigen können, es wird sich immer der Vergangenheit zuwenden. Das Glas muss man — zack! — einfach wegnehmen“ — dabei räumte er die Gläser weg. „Ein Mensch, der noch nicht fähig ist zu lieben, hat kein Recht auf die Liebe.

Ich aber? Ob ich in der Kindheit glücklich gewesen bin? Ich habe es Ihnen ja schon gesagt — nein. Aber jetzt lebe ich meine Kindheit. Ja, meine Kindheit! Ja! Ich bin ein Kind! Stellen Sie sich das mal vor — ein Kind. Ich möchte nicht, dass das albern oder eigenartig klingt… Es ist, als würde der Herr mir sagen: ›Erinnerst du dich, du wolltest einen Apfel essen, aber Ich habe dir keinen gegeben. Nun iss. Nun labe dich daran. Erinnerst du dich, dass du damals keine Freunde hattest? Ich habe dir keine gegeben. Nun aber schau, wie viele Freunde du hast‹. Nein! Ich vergesse mein Leid nicht. Im Gegenteil, ich bin dankbar dafür. Es gibt zum Beispiel in ›Solaris‹ einen solchen Tanz…

Er legt sein Mobiltelefon auf den Tisch. Es erklingt ein metallisch schepperndes ›Nothing else matters‹. Der Mönch wirft seine Arme in die Luft und dirigiert einen Tanz, der sich in seiner Vorstellung abspielt.

„Der kranke Schwan betritt die Bühne. Er versucht, die Rosen zu erreichen, schafft es aber nicht, zu schwach ist er. Fällt zu Boden. Ein zweiter Schwan kommt herangeflogen, kreist über dem ersten“ — die Ärmel seiner schwarzen Kutte fliegen — „und versucht, den Kranken aufzurichten. Doch dieser schafft es einfach nicht“ — der Mönch stützt sich mit den Händen an den Tischecken auf. „Der zweite Schwan versteht es nicht, warum der Kranke sich nicht erheben kann“; Vater Pjotr verstummt und schweigt eine lange Zeit. Er ist verlegen geworden und weiß nicht, ob der dieses Thema fortführen soll oder nicht. („Wir sind so nah, egal, dass zwischen uns Welten liegen. Alles übrige ist nicht wichtig“, singt derweil das Telefon.) „Der zweite Schwan“, sagt der Mönch nun gefasst, „versucht, sich auf den Kranken einzustellen. Und da…“ — der Mönch greift sich an den Bart — „hält er es nicht mehr aus und reißt sich ein rotes Band aus der Brust heraus. Der Kranke springt auf und kreist, kreist mit diesem Band. Der andere aber… der andere fällt… Dann lässt sich der erste Schwan neben ihm nieder und fragt: ›Was ist denn mit dir?‹. Und die Moral?“ — das Gesicht des Mönchs wird wieder streng, durch seine Augen blickt mich der Abt an — „Die Moral“, sagt er in strengem Ton, „ist, dass es nicht möglich ist, einen Menschen zu retten, wenn man sich nicht selbst dabei opfert. Du hast kein Recht zu sagen ›Ich liebe dich‹, wenn du nicht dazu imstande bist, für diesen Menschen zu sterben.“

Die große Klosterglocke setzt zum Geläut an. Der Mönch eilt Hals über Kopf zum Gottesdienst.

„Ich habe Tarkowskis gesamtes Werk gesehen und begriffen, dass es nichts gibt, wofür man ihn loben sollte“ — Vater Pjotr macht sein Notebook auf. Er sitzt an einem Tisch im Refektorium. Seine schwarze Skufja ruht unter seinem Ellenbogen. Draußen ist es Nacht. „Ein Meister ist des Lobes würdig, er hat ja ein Kunstwerk geschaffen. Tarkowski aber… er hat nichts eigenes gesagt.

Die Aufgabe eines Genies ist es, das herüberzubringen, dessen es sich selbst nicht bewusst werden kann. Dazu muss es bis zum Äußersten transparent sein."

Der Mönch, der gerade eben einen stundenlangen Klostergottesdienst zelebriert hat, bei dem nur Schwarzkutten zugegen waren, der Mönch, hinter dessen Rücken gerade eben, kaum, dass sie sich kurz einen Spaltbreit geöffnet haben, die schweren Klosterpforten ins Schloss gefallen sind, deklamiert verlegen ein Gedicht zur Musik. So beginnt das Szenario; in der Werkstatt — einem Häuschen in unmittelbarer Nachbarschaft des Gästehauses — wird er es bald gemeinsam mit den Kindern durchgehen.

„Die Spuren der alten Sandalen führen durch das Dickicht der Jahrhunderte…", deklamiert der Mönch mit einer kindlichen Stimme.

Der Vorhang geht auf. Ein junger Mann von vierundzwanzig Jahren namens Kris Kelvin sitzt an einem Tisch. Sein Vater kommt herein.

„Du fliegst für eine lange Zeit fort, Kris. Es kann sein, dass wir uns nie wiedersehen werden…"

„Ja, ich möchte für immer auf Solaris bleiben. Eine unüberwindbar mächtige Stimme ruft mich an die Grenzen des Weltgefüges, Vater!"

„Der kalte Nordwind… Wenn der Stern Adelaide aufgeht, wirst du verstehen, was wirklich ist, und was nicht."

„Das ist eine Allusion auf die Parabel vom Verlorenen Sohn", erklärt der Mönch. „Der Sohn hat keinen Bedarf am Vater, der Sohn hat nicht vor, dem Vater mit Gegenliebe zu begegnen."

Musik ertönt. Die Stimme von Boris Grebenschtschikow singt: „Fürchte nicht das Klopfen am Fenster, das ist für mich, das ist der Nordwind… Du hörst das Schlagen deines Herzens – die Sense trifft auf einen Stein. Es gibt weder Kummer, noch das Böse, noch den Stolz… wenn der Stern Adelaide aufgeht".

Auf Solaris riecht ein irrer Mensch an den Rosen und weint. Zittert und weint. Das ist Doktor Snaut.

„Ich bin Kris Kelvin! Ich bin von der Erde hierher geflogen!"

„Preis sei den Himmeln!", ruft Snaut. „Wie lange du doch unterwegs warst, Kris!"

„Ich möchte meinen Freund Doktor Gibarian sehen. Ich hoffe, er hat sich nicht irgendwohin auf den Weg gemacht."

„Hat er nicht. Wird er auch nicht…"

„Wieso?! Ein Unglück?!"

„Nein… Er befand sich immerzu im Zustand einer schweren Depression! Doktor Kelvin, auf der Station sind wir nur zu dritt – Sie, Sartorius und ich, wenn Sie aber noch jemanden sehen…"

„Doktor Snaut, nehmen Sie sich zusammen! Alles, was Sie gesehen haben mögen, sind Halluzinationen!"

„Das möchte ich etwas genauer betrachten" — der Mönch löst sich vom Text. „In dieser Szene

will ich den Kindern zeigen, wie überheblich die Jugend sein kann. Wir werden uns zusammensetzen und den Sinn einer jeden Episode besprechen… Zuerst aber muss ich Ihnen gegenüber etwas zugeben!“ — er springt auf, tritt ans Fenster heran und schaut durch das dichte Tüll in die Nacht hinaus.

Innerhalb der Klostermauern sind die Mönche bereits erwacht – die Nacht hat begonnen. Schon klopfen ihre Herzen unter den schwarzen Kutten im Takt des Jesusgebets. In diesen Mauern leben ein paar Dutzend Mönchsbrüder. Nur, wenn sie schlafen, beten sie nicht.

„Solaris ist das, was ich in meiner Kindheit durchlebt habe“, beginnt der Mönch. „In der ersten Klasse saß ich gemeinsam mit einem Mädchen an einer Schulbank, und sie war so schön, dass ich mich in sie verliebte. Sie war eine Ballerina. Aber im vierten Schuljahr kam ein anderes Mädchen zu uns in die Klasse – eine Pippi Langstrumpf. Sie gefiel mir, und ich wollte mit ihr an einer Schulbank sitzen und beschloss, das andere Mädchen – Tanjuscha – zu verdrängen. Ich nahm ihr immer mehr Platz weg, kniff sie… Ja-ja, ich“, flüstert er. „Ich spürte, wie die Sache sich immer weiter zuspitzte – gleich würde sie sich von mir wegsetzen. Sie saß rechts von mir. Hm? Nein, nein, damals hieß ich nicht Pjotr. Ich war Raschid… Sie schaute sich also so um und betrachtete mich mit einem stillen Engelsblick, lächelte und sagte: ›Was machst du denn da, hm?‹. Dieser Blick bleibt mir für das ganze Leben im Gedächtnis! Das ganze Leben… ›Was machst du denn da, hm?‹ Gern würde ich dieses Mädchen wiederfinden! Zu ihr laufen, sie um Vergebung bitten! Einfach irgend etwas tun, damit sie mir vergibt… Und nun bin ich bereits im Kloster, ich diene Gott, nehme den Leuten die Beichte ab, aber die Frage bleibt: Wie konnte ich mir so etwas erlauben?. Einmal aber wurde ich folgender Überlegung gewahr: ›Herr, könnte man die Zeit zurückbringen, würde ich unbedingt in der Zeit zurückgehen und nicht so handeln‹. Der Herr aber sagt: ›Keine Frage! Ich bringe dich zurück.‹ — ›Wie?!‹ — ›Ich bringe dich zurück‹. Und der Herr bringt mir diese Tanja zurück. Aber es war nun eine Tanja, die meinen Kräften, meinem Verstand und meinen Möglichkeiten entsprach. Wo sie ist? Da, Sie sitzen doch direkt vor mir! Sie zerren, schlagen mich, ich aber weiß — es geschieht mir recht. Das ist Buße! Ich wurde als Beichtvater in einem Nonnenkloster eingesetzt. Ich musste hundertzwanzig Schwestern die Beichte abnehmen. Tanjetschka ist zurückgekehrt, und ich habe sie um Vergebung gebeten. Ein jedes Mal durchlebe ich diese Tatjana aufs Neue. Das, was du ändern möchtest, bringt der Herr zurück… Nach Stanislaw Lem ist dem Kris auf Solaris seine Frau erschienen, die zehn Jahre zuvor seinetwegen gestorben war — er trieb sie in den Selbstmord. Ich habe diese Geschichte einfach für Kinder adaptiert. Zeige ich Ihnen gleich…“

Das Hologramm von Doktor Gibarian taucht vor Kris auf.

„Ich musste das tun, Kris. Die Kraft, welche mir auf der Erde das Leben gegeben hat, befiehlt mir hier, auf Solaris, auf das Leben zu verzichten…“

Die Tür öffnet sich, ein Mädchen kommt herein. Kris wird starr vor Entsetzen.

„Kris! Nur du kannst mit diesem Ungeheuer zurechtkommen!“, schreit Gibarian, wonach sein Bild erlischt.

Darauf läuft auch das Mädchen davon.

„Noch vor einer Stunde hielt ich mich für einzigartig und unverwechselbar!“, ruft Kris. „Und nun ist für mich gar das Atmen unerträglich!“

„Verstehen Sie, worin der Sinn besteht?“ — der Mönch schmunzelt. „Jedem der Kosmonauten erscheint auf Solaris seine ›Tanjetschka‹. Jene Tatjana, die ich gekränkt habe und die der Herr mir in Ihrer Gestalt gesandt hat! Und ich bin verpflichtet, all Ihre Besonderheiten zu ertragen! Selbst, wenn Sie mir zusetzen…“

Kris erwacht. Das Mädchen steht über ihm.

„Woher kommst du, Hari?“

„Ich habe keine Ahnung!“

„Ich muss gehen!“ — Kris versucht davonzulaufen. „Störe mich nicht! Ich bin hierher gekommen, um mich vollständig der Arbeit hinzugeben!“

„Kris! Aber ich…! Ich… fühle eine unwiderstehliche Macht, einen starken Wunsch, für immer bei dir zu bleiben!“

„Hari, was glaubst du, wo du bist?! Wie alt bist du?!“

„Ich bin natürlich bei uns in der Schu…le… Ich bin vierzehn… Ich benehme mich wie eine dumme Kuh, oder?! Du wirst mich wieder auslachen! Wie du damals beim Schulkarneval über mich gelacht hast!“

„Warum erinnerst du mich daran?!“

Kris öffnet die Luke, setzt das Mädchen in die Raumkapsel, betätigt einen Schalter; sie wird in die Atmosphäre geschossen. Eine fürchterliche Musik erklingt, die dem Puls derer ähnelt, deren Herzen noch nie im Takt des Gebets geschlagen haben. Verwaschene Gestalten tauchen auf. Sie begeben sich vor Kris auf die Knie und betrachten ihn in schierer Begeisterung. Plötzlich wird alles von einem hellen Lichtblitz erhellt. Das ist Hari, die in der Atmosphäre verglüht. Kris bedeckt seine Augen mit den Händen.

„Wie sehr mir die Augen schmerzen! Ich kann nichts mehr sehen!“

„Hattest du Gäste?“ — Snaut war aufgetaucht. „Die hast du dir ja ordentlich zur Brust genommen. Deine Augen werden mit der Zeit wieder sehen können. Ich kann die Natur dieses Lichts immer noch nicht begreifen… es hat die höchste Sättigungsstufe. Wer war das, Kris?“

„Meine Klassenkameradin Hari; alle haben sie damals ausgelacht. Ein absurdes Kleidchen, eine absurde Brille! Beim Schulkarneval habe ich mich über ihre Brille lustig gemacht. Alle waren belustigt. Nur ich allein habe später bemerkt, dass sie den Raum verlassen hat. Mein Herz machte einen Sprung, aber ich — ein Anführer — konnte mich doch nicht um dieses Froschkind kümmern! Und dann… dann teilte die Polizei mit, dass unweit der Schule der leblose Körper eines unter ein Auto geratenen Mädchens gefunden wurde… Mir geht es gut!“, schreit Kris hysterisch. „Ich habe mir zehn Jahre lang eingeredet, dass ich kein Mörder bin! Aber der Lichtblitz heute draußen hat mir gezeigt, dass ich bis zum heutigen Tage auf diesem Schulkarneval lebe!“

„Kris… sie wird wiederkommen. Denn in der Tiefe deines Herzens wünschst du dir das.“

„Ich?! Ich soll mir dieses Seelenleid wünschen?! Diese Hölle?! … Und wer besucht dich, Snaut?“

Musik ertönt – eine zarte Stimme singt den Text: „Verschiedene Lieder gibt es bei den Leuten, meins aber bleibt das eine für ewig. Mein helles Sternchen, wie weit weg von mir bist du“. Kinder treten auf. Von oben fällt Spielzeug herab. Snaut weint, hebt die Spielsachen vom Boden auf, reicht sie den Kindern, zittert. Die Kinder nehmen die Spielsachen. Verschwinden hinter die Bühne. Von dort werfen sie die Spielsachen nach Snaut – in sein Gesicht. Snaut heult.

„Was ist das?!“, ruft Kris.

„Das ist das, was sein musste“, weint Snaut. „Nun bleibt mir nur, an den Blumen zu riechen!“

„Ist dieser Satz klar?“, fragt der Mönch. „Was war das? Das ist das, was sein musste. Die, welche hätten geboren werden sollen. Warum sind sie nicht geboren worden? Das ist ja die Frage – an Snaut… Was will die Kirche sagen? Die Kunst liefert keine direkten Antworten. Wenn er… Snaut wollte kein Kind… Den Jugendlichen müsste das verständlich sein… Und dann… Hari… Wissen Sie, wie ›Hari‹ übersetzt wird? ›Gottes Gnade‹. Wenn sie jemandem erscheint, dann ruft sie einen nur zu einer Sache: zur Liebe. Sie spricht ständig von der Liebe. So oder so, auf verschiedene Weisen. Er konnte und konnte das aber nicht vernehmen! Solaris zeigt uns nicht Gott, wenn wir schon davon reden. Solaris ist ein Tempel. Und wenn wir uns dem Altar, der Gnade nähern, dann wird in uns unser Gewissen wach. Das Gewissen veranlasst den Menschen dazu, seine Schuld zu bekennen. Hari veranlasst Kris dazu, seine Schuld auszusprechen. Warum habe ich – ein Mönch – mich so in diese Sachen vertieft? Ganz einfach, weil es hier eine Menge an christlichen Motiven gibt. Wenn jemand in unserer Nähe verweilt, soll er sich viel mehr als ein Mensch fühlen, als er es in Wahrheit ist. Die Welt geht rücksichtslos mit dem Menschen um, wie mit einem Tier. Wenn wir miteinander in Liebe kommunizieren, müssen wir einander daran erinnern, dass wir Menschen sind! Das ist auch das Prinzip der Liebe, wenn ich mich in der Gesellschaft eines Menschen als Mensch fühle. Hari erschien Kris, um aus ihm einen Menschen zu machen.

Kris nimmt ein Fläschchen mit Gift aus dem Schrank. Schläft mit diesem Fläschchen in der Hand ein. Hari taucht auf. Nähert sich ihm, nimmt ihm das Fläschchen aus der Hand.

„Hari, bist du das?“, sagt Kris beim Erwachen. „Wieso bin ich im Traum ganz anders als im richtigen Leben? Ich will ein Ganzes werden.“

„Ich lebe. Das bedeutet, dass auch deine Vergangenheit lebt. Deine Kindheit lebt. Deine Jugend. Such dir selbst aus, wer du sein willst.“

„Dich habe ich ein einziges Mal umgebracht, mich selbst aber bringe ich bereits im Verlauf von zehn Jahren um. Du bist gekommen, meine Qualen zu erneuern. Dein Licht erinnert mich an meine Niedertracht.“

„Das Licht blendet die Augen nur zu Beginn. Später wirst du es ganz anders wahrnehmen. Verlasse mich nur nicht. Ich muss immer bei dir sein.“

„Ich werde mich nicht mehr fürchten! Ich schwöre es dir!“

Es klopft an der Tür. Kris versteckt Hari im Schrank. Hari sträubt sich.

„Er sagt: ›Ich werde mich nicht mehr fürchten‹ und wird gleich darauf von der Furcht übermannt“, sagt der Mönch. „Es ist dem Menschen peinlich, seine Seele bloßzulegen. Ein Phantom aber kommt aus der Seele. Es ist das Gewissen. Man braucht Mut, um seine Seele vor

anderen bloßzulegen."

„Guten Morgen, Kris!" — Snaut kommt herein. „Sartorius erwartet dich bereits in der Bibliothek. Übrigens kann man das Phantom nicht töten. Ich habe es versucht" — er zeigt seine verbundenen Hände. „Diese Ungeheuer sind dazu auch noch äußerst friedliebend…"

„Warum bezeichnest du sie denn dann als Ungeheuer?"

„Bist du, Kris, einmal nackt unter Menschen herumgelaufen? Und nun stelle dir einen Zustand vor, in dem du nicht deinen Körper, sondern deine Seele entkleidest…"

Snaut geht weg. Kris öffnet die Schranktür.

„Kris, für dich bin ich ein Ungeheuer!", weint Hari. „Du würdest mich gern umbringen!"

Kris sperrt sie wieder im Schrank ein. Sie klopft, schlägt von innen gegen die Schranktür: „Ich muss bei dir sein! Ich muss immer bei dir sein". Kris geht weg. Er taucht in der Bibliothek wieder auf. Hari bricht die Tür auf.

„Ich sehe, Sie haben kein so schlechtes Exemplar", wendet sich Doktor Sartorius an Kris. „Und ich sehe, dass Sie mit ihm einen emotionalen Kontakt aufgebaut haben. Ich schlage vor, dass Sie den Annihilator benutzen; er wird das Phantom töten."

„Aber… sie ist doch ein Mensch", versucht Kris schwach eine Entgegnung.

„Wa-as?! Was haben Sie gesagt? Junger Mann, ich warne Sie, Sie und Ihr Vater können Probleme bekommen!"

„Was ist für euch denn ein Mensch?", sagt Hari, die dazugekommen war. „Ich möchte leben und schaffen. Ich liebe! Ich bin ein Mensch!"

„Sie? Sie sind nichts als die Fotokopie eines Menschen! Sie werden nie erfahren, was der Tod ist, folglich ist es Ihnen auch nicht gegeben, am Leben teilzuhaben."

„Dann ist Doktor Gibarian, der den Tod wählte, jetzt viel mehr ein Mensch, als ihr es seid!", ruft Hari. „Ihr lebt für den Tod! Aber der Mensch ist nicht für den Tod geschaffen! Mag ich eine Fotokopie sein, aber an Kris' Seite werde ich zum Menschen!"

„Lassen Sie uns doch einmal Kris fragen, wie er sich zu Ihnen verhält."

„Ich? Ich… Sie ist eine Kopie! Sie ist kein Mensch!", antwortet Kris.

Hari läuft weg. Sartorius triumphiert.

„Wahrlich ich sage dir: In dieser Nacht, ehe der Hahn kräht, wirst du mich dreimal verleugnen", sagt der Mönch. „Kris hat sie verraten. Er hat die Wahrheit gesagt. Eigentlich hat er nämlich nicht gelogen. Hari ist eine Fotokopie. Aber er hat die Idee in sich, er hat seinen Glauben betrogen – er hat sich verraten. Er sagte: ›Ich verlasse dich nicht‹, aber er hat sie verworfen…" Und da beginnt der Schwanentanz.

Der Mönch pflanzt sich seine Skufja auf den Kopf. Indem er die Worte aussprach, die Christus dem Apostel sagte, hört er auf, Kind zu sein und verwandelt sich in den Abt. In strengem Ton teilt er mit, dass das Skript noch nicht vollendet ist, das sei nur sein erster Teil gewesen. Er geht

hinaus in die feuchte Nacht. Die dumpfen Tore schwenken wie auf Kommando vor ihm auf und verschlucken ihn.

Um sieben Uhr morgens klappert der Kastenbus durch die Menschenleere des Ural. Am Steuer sitzt einer von den Brüdern. An den Fenstern schwingen die Spitzenvorhänge. Der Passagierraum ist voller Kinder. Das kleinste schläft in den Armen seiner Mutter, einer Frau mit grobschlächtigem, dunkel gewordenem Gesicht, das deutlich erkennbar die Spuren einer depressiven Jugendzeit trägt. Neben ihr sitzen weitere drei ihrer schlohblonden Kinder. Ganz hinten sind wieder die Jugendlichen, die ohne zu fragen in den Bus gestürmt sind, als dieser an einer der Haltestellen hielt. Nastjenka – so nennt Vater Pjotr sie – mustert sie mit strafendem Blick. Der Bus poltert ins Dorf Merkuschino, wo sich die Skite eines Nonnenklosters befindet.

Im Dorf wird der Kastenbus von einer weißen Kirche begrüßt, der Königin aller Dorfhäuser, die windschief, eingesunken und schwarz geworden sind. Im Jahre 1918 lebte in Merkuschino der Priester Konstantin, einundzwanzig Jahre alt. Einmal veranstalteten die Bauern hier einen Aufstand, und die Bolschewiken beschlossen, das Dorf dafür zu bestrafen; dazu suchten sie sich ein Opfer, und zwar Konstantin. Er lief auf genau dem Weg, den jetzt der Kastenbus entlangpoltert, zu seiner Erschießung, und sang dabei laut seine eigene Aussegnung: „Gewähre, Herr, Frieden der Seele Deines Knechts Konstantin“. Seine Gebeine befinden sich in der Kirche. Kaum, dass sie die Kirche betreten haben, treten die Jugendlichen an den Reliquienschrein heran und schauen neugierig durch das Glas. Durch das Glas hindurch sieht man die krumm und dunkel gewordenen, bis auf die Größe von Kinderhänden geschrumpften Hände Konstantins.

Nach dem Gottesdienst klart der Himmel auf. Und nach dem Essen springt der Kastenbus wieder an und hüpft seinen Weg zurück, über die im Sonnenlicht fröhlich werdenden Hügel. Plötzlich gibt es einen Knall. Eine dichte weiße Qualmwolke erfüllt den Bus. Die Kinder schreien auf, beginnen zu weinen.

„Ich reiße euch gleich eure Hände aus!“, ruft Nastjenka und springt auf. „Haut alle ab von hier! Was habe ich euch gesagt?!“

Der Kastenbus hält. Seine Türen öffnen sich. Auf die grüne Wiese ergießt sich die Qualmwolke und – eines nach dem anderen – die Kinder. Die Jugendlichen verlassen zuletzt den Bus, mit gesenkten Häuptern. Der Mönch betritt den Passagierraum. Bringt einen Feuerlöscher mit heraus.

„Na was, hat‘s euch so sehr in den Fingern gejuckt?“, schreit die Frau die Jugendlichen an.

Mit vollkommen ungetrübtem Gesichtsausdruck setzt sich der Mönch auf die Wiese, lässt einen Strahl weißen Pulvers aus dem Feuerlöscher hervorquellen und schraubt ihn wieder zu. Kehrt auf den Fahrersitz zurück, ohne auch nur ein Wort zu verlieren. Der Kastenbus setzt sich wieder in Bewegung. Im Fenster treiben grüne Hügel, geheimnisvolle Wälder und der weite Himmel vorüber, Regen spritzt gegen das Fensterglas. Mitunter sieht man an den menschenleeren Wegesrändern Figuren von Heiligen aus Pappe. Die hat Vater Pjotr hier aufgestellt. Sie blitzen kurz auf und verschwinden, als der Bus scheppernd an ihnen vorüberfährt, und von ihnen bleiben nur helle Lichtblitze auf der Netzhaut zurück.

Der Mönch läuft einen grauen Pfad entlang. In der Hand hält er eine schwarze, geflochtene Gebetsschnur. An den Seiten stehen hinfällige Häuschen. Egal, was der Mönch tut, wohin auch

immer er geht, sein Herz verrichtet immerfort das Werk des Gebets, es schlägt ohne Unterlass im Takt: „Herr, Jesus Christus, ich liebe Dich“. Den Hesychasmus – die Praxis des Herzensgebets – haben die Brüder, die hier nach den Vorschriften des Athos leben, bestens verinnerlicht. Hinter einem lückenhaften Zaun befindet sich die eingeschossige, aus Holzbalken erbaute Schule mit den hellblauen Ziertafeln. Der Mönch betritt den Hof, schreitet vorsichtig über die Schwelle, auf der ein verirrtes kleines Fröschlein sitzt, das hier Unterschlupf vor dem Regenguss gefunden hat.

Er schreitet den Schulkorridor entlang. Bleibt am Kachelofen stehen, legt seine Handflächen daran und geht innerlich auf die Knie. Der Direktor – ein sehr junger Mann, einer der Erwachsenen, die bei der nächtlichen Liturgie zugegen waren – betritt den Korridor.

„Man muss sie einfach beim Schlafittchen packen“, sagt der Mönch gedämpft, als er sich zu einer vertrauten Unterhaltung zum Direktor beugt. „Man darf den Beamten nie in irgend etwas nachgeben. Für jede Antwort, die sie geben, verlange unbedingt ein Schriftstück!“

„Sie waren hier und haben gesagt: ›Welch ein Elend ist doch diese eure Schule!‹“, bemerkt der Direktor gekränkt.

„Genau, erst bewilligen sie die Mittel für eine Instandsetzung nicht, lassen sie bis zu einem solchen Zustand verkommen, und dann… Nein-nein, die Schule muss gerettet werden, denn sonst stirbt das Dorf. Ich war im vergangenen Jahr bei ihnen, bei der Verwaltung für Bildung im Rajon Werchoturje. Ich sagte: Ich habe zwei Jungs, beides Armeeleute, aber sie haben ein pädagogisches Studium absolviert. ›Wunderbar!‹, sagten sie da. ›Wir brauchen gerade solche!‹. Ich habe sie also um zwei Stellen gebeten. ›Geben wir Ihnen. Rufen Sie in einer Woche an‹. Eine Woche später waren wir wieder da. ›Kommen Sie im Januar wieder. Wir haben die Budgetplanung bereits abgeschlossen‹. Nun ja, werde ich sie eben selbst bezahlen…“

„Aber es braucht Mittel für die Spritkosten, für den Bus“, wirft der Direktor ein. „Die müssen die uns von Rechts wegen geben. Doch egal, wie sehr ich auch darum bitte – ich bekomme nichts. Es kann doch nicht sein, dass die Mönche die Kinder immerzu fahren.“

„Das nun ist wirklich Nonsens!“, bestätigt ihm der Mönch.

Er geht hinaus auf die Straße. Wolken ziehen am Himmel entlang. Er hebt den Kopf und hält dabei seine Skufja fest.

„Man betrachtet sich so die Wolken“, sagt Vater Pjotr, „und unter ihnen gibt es niedrige und ferne. Sie treiben in verschiedenen Richtungen. So ist‘s auch mit dem Denken des Menschen – der eine Gedanke geht in die eine, der andere in eine andere Richtung. Deshalb fragt Kris die Hari: Warum bin ich im Traum der eine, und wenn ich wach geworden bin ganz anders… Oder diese Halbwüchsigen – diese hässlichen Entlein. Es hat mich sehr bestürzt, was sie mit dem Feuerlöscher gemacht haben; und wiederum begreife ich es nicht, was sie dazu veranlasst hat, so früh aufzustehen und zum Gottesdienst zu kommen. Wissen Sie, unsere Aufgabe – das heißt, sowohl die der Kirche als auch die der Pädagogik – ist es, all die Wolken im Menschen in ein und dieselbe Richtung zu leiten. Es ist sehr schwer, diese inneren Wolken umzulenken. Der Mensch wird aber geistlich geboren, wenn genau das in ihm passiert. Dazu ist dem Kris auch die Hari erschienen – um aus ihm einen Menschen zu machen“.

Quelle: »Русский репортер«